

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Der Raw

Ehrmann, Herz

Frankfurt am Main, 1914

Erster Teil

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6032

I.

Am 17. Kislew des Jahres 5517 (1757) feierte zu Łosna, einem Ort in Westrußland, die Chewro Kaddischo (die heilige Genossenschaft) ihr alljährliches Stiftungsfest. Diese Genossenschaft hatte die Fürsorge für Kranke, Sterbende und die Bestattung der Toten zum Zweck, wie dies in allen jüdischen Gemeinden der Fall ist. Es war nicht leicht, die Mitgliedschaft zu erlangen. Die Bewerber mußten außer einem unbescholtenen Ruf und anerkannter Thorakunde sich auch eines gewissen Wohlstandes erfreuen, da der Eintritt teuer bezahlt werden mußte. Dadurch umfaßte die Chewro die Angesehensten der ganzen Gemeinde. Wer diese Männer, die Tag für Tag dem Tode ins Auge zu schauen gewohnt waren, an die der Ernst des Lebens täglich, nächtlich, stündlich herantrat, ja, die nicht warteten, bis er hinantrat, sondern ihn bei Arm und Reich, bei Klein und Groß mit seltener Hingebung aufsuchten, wer diese Männer heute Abend bei ihrem Stiftungsfeste sah, der hätte sie nicht wieder erkannt. Eine helle Freude schien über sie ausgegossen zu sein, wie sie da mit Eintritt der Nacht an drei langen Tafeln sich niederließen, nachdem sie den Tag fastend verbracht hatten. An der Spitze saßen die Bor-

stehender der Chewro, sieben Greise mit schneeweißen Häuptern. Die Bildung des Geistes, der Adel des Herzens leuchtete aus den Gesichtszügen sämtlicher Festgenossen, so daß auch das geübteste Auge nicht den Begüterten vom Minderbegüterten und nicht den Gelehrten vom Kaufmann und Handwerker hätte unterscheiden können. Heute waren alle reich und gleich; gelehrt in der Wissenschaft der Thora waren alle in so hohem Grade, daß das, was man gewöhnlich Beruf nennt, d. h. die Art und Weise des Erwerbes zur Fristung des Lebens, als etwas Außerliches, Nebensächliches völlig in den Hintergrund trat. Es war eine wirkliche Brüdergenossenschaft, deren geistige und sittliche Größe sich leuchtend von ihrer Umgebung draußen abhob. Diese Umgebung bestand aus rohen ungebildeten Bauern, die nicht schreiben und lesen konnten, aus noch roheren polnischen Edelleuten, die dem Trunke und der Schwelgerei ergeben, ihre Robeit nur allzuoft und allzuherbe die ihnen unterstellten Juden fühlen ließen. Aber heute Abend war dies alles vergeben und vergessen. Die Humanität, deren Fest sie feierten, hatte jeden Gedanken an die Bestialität verdrängt, unter der sie oft zu leiden hatten. Dieser Freude an den Werken wohlthätiger Menschenliebe, die sie das ganze Jahr hindurch geübt, waren ihre Dränger und Peiniger nicht fähig.

Der Präsident, vor dem der mächtige Silberpokal der Genossenschaft mit Meth gefüllt stand, sprach den Segen über das Brod, und als dann

alle Genossen diesem Beispiele gefolgt waren und sie einige Vorspeisen genossen hatten, folgte eine kurze Ansprache über die Bedeutung des Festes. Dann erst begann die eigentliche Mahlzeit, zwischen deren einzelnen Gängen der Rechenschaftsbericht über das abgelaufene Vereinsjahr verlesen und Anträge über Statutenänderung zur Diskussion gestellt wurden. Herrliche, weit in die Nacht hinausschallende Gesänge unterbrachen die trockenen Verhandlungen in anregender Weise. Dann folgte die Neuwahl des Vorstandes, die aber nur eine bloße Förmlichkeit war, da die Mitglieder der Genossenschaft bei den bisherigen Vorstehern die Angelegenheiten der Chevro in besten Händen wußten. Als letzter Verhandlungsgegenstand stand die Aufnahme neuer Mitglieder auf der Tagesordnung, die ebenfalls glatt erfolgte, bis auf ein einziges Aufnahmegesuch, das der Präsident wegen seiner Eigenartigkeit bis zuletzt zurückgestellt hatte.

„Rabbaußai“ (meine Herren), begann der Vorsitzende mit einer gewissen Verlegenheit, die sich im Tone seiner Stimme bekundete, „es liegt uns noch ein Aufnahmegesuch vor, das der Vorstand von sich aus abweisen wollte. Aber weil es von einem unserer angesehensten Mitglieder gestellt und befürwortet wird, bringen wir es vor die Versammlung zur Beratung und Beschlußfassung. Rabbi Baruch Posner ersucht uns, seinen zehnjährigen Sohn Senior Salman als Mitglied der Chevro aufzunehmen.“

Bei diesen Worten machte sich bei allen Mit-

gliedern der Tafelrunde eine ganz ungewöhnliche Bewegung bemerklich. Rabbi Baruch war ein selten gelehrter, gottesfürchtiger Mann, dabei sehr reich und äußerst wohlthätig. Sein Vater war von Posen nach Pofna gezogen, — woher auch der Name Posner — weil er dort für die religiöse Zukunft seiner Kinder fürchtete. Er hatte sich vor Jahren in der Nähe von Pofna niedergelassen und hatte auf einem seiner dort erworbenen Grundstücke beim Bau eines Wohnhauses einen großen Schatz gefunden, von dem sein ungewöhnlicher Reichtum herrührte. Von seinen eigenen Mitteln hatte er ein großes Bes Hamidrasch (Vehrhauß) bauen lassen, das auch als Synagoge benutzt wurde und es der Gemeinde zum Geschenk gemacht. Sein Hilfsuchender wandte sich umsonst an sein edles Herz; einem solchen Manne etwas abzuschlagen, fiel der Heiligen Genossenschaft nicht leicht. Dazu kam, daß sein zehnjähriger Sohn weit über den Kreis der Stadt hinaus als Illui (Wunderkind) gefeiert wurde. Der helle Geist dieses Knaben, sein eiserner Fleiß und sein wunderbares Gedächtnis setzte jeden, der ihn kannte, in Erstaunen. Er hatte im Alter von zehn Jahren bereits einen großen Teil des Talmud und der Poskim sich mit solcher Fertigkeit angeeignet und beherrschte den ungeheuren Stoff mit solcher Leichtigkeit und solcher Meisterschaft, daß ergraute Gelehrte keinen größeren Genuß kannten, als sich mit diesem Knaben in eine gelehrte Diskussion einzulassen. Dabei entsprach er durch seine Bescheidenheit und

Frömmigkeit derart allen Anforderungen, die sonst an den Eintritt in die Chevro gestellt wurden, daß auch nach dieser Seite hin nichts gegen dieses Verlangen einzuwenden war. Aber er war doch immerhin nur ein zehnjähriges Kind, und ein Kind dieses Alters in die Chevro Raddischo aufzunehmen, in die selbst bejahrte Gemeindemitglieder nur schwer Aufnahme fanden, das war unerhört, das war noch nirgends vorgekommen, das war einfach unmöglich. Dieser Widerstreit der Empfindungen war es, der die ungewöhnliche Bewegung in der Genossenschaft veranlaßt hatte und der auch die Befangenheit zu Grunde lag, mit welcher der Vorsitzende den Antrag zur Sprache gebracht hatte. Er hielt einige Minuten inne, um der Erregung, die seine Worte hervorgerufen hatte, den ersten Ausdruck zu ermöglichen und fuhr dann fort:

„Das ist ein Verlangen, das noch niemals in unserer Chevro gestellt wurde, wenigstens habe ich in dem Pinkas Hachewroh (dem Vereinsprotokoll) nichts derartiges gefunden. Es wird wohl auch keinem von euch bekannt sein, daß je eine andere Chevro Raddischo einen Knaben, der noch nicht Bar Mizwo (die mit dem dreizehnten Lebensjahr erreichte religiöse Mündigkeit) ist, als Mitglied aufgenommen hat. Ich habe mit Rabbi Baruch das Ungewöhnliche seines Antrags eingehend besprochen, und ich glaube, daß wir am leichtesten zum Ziele kommen, wenn ich Rabbi Baruch, das Wort erteile, damit er vor allem sein Verlangen hier selber begründet“.

Rabbi Baruch war eine stattliche Erscheinung von ungemein sympathischem Wesen. Er erhob sich auf diese Aufforderung des Vorsitzenden und sprach mit lauter Stimme, die bis zum äußersten Ende des Saales klang:

„Rabbaußai, ich denke über den Antrag ganz so wie unser Rosch Hachewro (Vereinspräsident) und wie wahrscheinlich alle hier Versammelten denken. Nimmer hätte ich auch einen derartigen Antrag gestellt, wenn nicht mein Salman mich dazu gedrängt hätte. Er ist der eigentliche Antragsteller. Ich habe ihm alle Bedenken geltend gemacht, die gegen seine Aufnahme sprechen. Aber er hat mir alle meine Einwände so vollständig widerlegt, daß ich ihm zuletzt keine Antwort mehr geben konnte. Haschem-boruch-hu (Gott gepriesen sei er) hat ihm einen geraden Sechel (Verstand) gegeben, aber seine Jiroh (Gottesfurcht) ist noch größer als sein Sechel. Er hat keinen anderen Grund für seinen Eintritt in die Chewro, als um an der großen Mizwas Gemillus Chesed (Pflicht tätiger Menschenliebe), die wir hier üben, ebenfalls teilnehmen zu dürfen. Vielleicht gelingt es einem oder dem anderen der Bene Chewro (Vereinsmitglieder) leichter als mir, mit meinem Sohn fertig zu werden. Ich kann ihm nicht einmal mit einem Machtspruch beikommen, daß ich ihm den Eintritt in die Chewro verbiete, denn er hat mir schon, allerdings ganz verblümt, angedeutet, daß die Rücksicht vor dem Vater nach dem Din (Gesetz) der Thora zurücktritt, wenn ihn dieser von der Er-

fällung von Gott gebotener Pflicht zurückhalten wollte. Aber die Chewro kann einen solchen Machtspruch wohl tun und ihm die Aufnahme verweigern. Mit dieser Verweigerung wäre ich selbst am ersten einverstanden, nur wäre es mir lieb, wenn es auf eine Weise geschehen könnte, daß es eben nicht als Machtspruch erscheint, daß man vielmehr ihn von dem Unrichtigen seines Verlangens überzeugt, dann wird er, wie ich ihn kenne, von selbst zurücktreten."

"Wie wäre es", fragte der Präsident, "wenn wir euren Salman hierher kommen ließen und mit ihm selber über seinen Antrag verhandeln?"

"Das wäre mir sehr lieb, da ich sicher bin, daß die anwesenden großen Talmide Chachomim (Thoragelehrte) ihm schon die rechte Antwort geben werden."

"Rabbaufai", bemerkte darauf ein anderes Mitglied des Vorstandes, "es wird gewiß für alle eine große Freude sein, den kleinen Reb Senior Salman hier zu sehen und zu hören, aber vergeßt nicht, daß es kurz vor Mitternacht ist, da kann man nicht von einem zehnjährigen Kind erwarten, daß es noch wach ist und die Frische hat, die für ihn hier notwendig ist."

"Deshalb seid unbesorgt", entgegnete der Vater, "er ist noch wach. Er will zu Chanuka einen Sijum (Abschluß) auf Masseches Nedorim (Name eines Talmudtraktates) machen. Als ich ihn heute Abend beim Fortgehen fragte, ob er glaubt, zu Chanuka noch fertig zu werden, sagte er mir: „Ich würde es sicher glauben, wenn der

Kan (Name eines berühmten Kommentators) nicht gar zu schön wäre. Von seinen geraden, schönen S'wores (Begründungen) kann man sich gar nicht losreißen." Aber davon abgesehen, geht er heute Abend nicht zu Bett bis ich nach Hause komme und ihm den Beschluß der Chemo über seine Aufnahme mitteile."

Darauf wurde der Vereinsdiener fortgeschickt, um den Knaben zu holen.

II.

Der Knabe hatte ganz das sympathische Wesen seines Vaters sowie seinen hohen Wuchs und starken Körperbau. Nach seinem Aussehen hätte man ihn eher für einen dreizehnjährigen Knaben gehalten. Die Klugheit leuchtete aus seinen blitzenden Augen und jeder Zug seines schönen Gesichtes spiegelte die Gottesfurcht und Bescheidenheit wieder, welche den Grundzug seines Charakters bildeten. Beim Anblick des erleuchteten Saales und der illustren Gesellschaft blieb er einen Augenblick verschüchtert an der Türe stehen. Aber der Vorsitzende kam ihm entgegen, führte ihn an den Tisch, an dem der Vorstand saß und wies ihm dort einen Platz an. Dann schenkte er ihm einen Becher Meth ein, legte ihm ein Stück Kuchen dazu und forderte ihn auf, zunächst etwas zu genießen.

"Ich danke sehr für diese Aufforderung", erwiderte der Knabe, der bald seine Unbefangenheit wieder erlangt hatte, da sämtliche Anwesende Bekannte und gute Freunde von ihm waren,

„denn ich sehe daraus, daß ich bereits in die Chevro aufgenommen bin.“

„Wie kannst du das daraus sehen?“ fragte der Vorsitzende.

„Wenn ich nicht Mitglied der Chevro wäre, könnte man mich doch nicht an der Mahlzeit teilnehmen lassen, da nach Bestimmung 16 der Tekonos (Satzungen) die Teilnahme an dem Festessen der Chevro jedem Nichtmitglied verweigert ist.“

„Woher kennst du unsere Tekonos so genau, daß du sogar weißt, daß die Bestimmung, welche Nichtmitglieder von der Sudo (Mahlzeit) ausschließt, gerade die sechzehnte ist?“

„Ich habe sie genau durchgelesen, das muß man doch, wenn man in einen Verein eintreten will und weil sie mir so gut gefallen haben, bin ich in meinem Wunsch um Aufnahme in die Chevro noch bestärkt worden.“

„Warum willst du eigentlich in die Chevro Raddischo eintreten?“ fragte der Vorsitzende, Rabbi Jakob.

„Warum? Ganz aus demselben Grund, aus welchem der Jeschuas Jakob Mitglied der Chevro geworden ist.“

Jeschuas Jakob ist der Name eines Werkes, welches einen Kommentar des Midrasch zum Gegenstand hat und dessen Verfasser der Präsident der Lofnaer Chevro Raddischo selber war. Die Feinheit des Knaben berührte den Vorsitzenden der Chevro überaus angenehm, sowie der Umstand, daß der kleine, große Gelehrte

überhaupt Kenntniß von seinem Buche hatte und ihn nicht als Chetropräsidenten, sondern als Autor seines Buches anredete.

„Das ist etwas ganz anderes; ich hatte schon mehr als das viermalige Bar Mizwo-Alter, als ich in die Chetro aufgenommen wurde. Aber du bist doch heute noch nicht einmal zu den Mizwo verpflichtet?“

Der Knabe sah den Sprecher einen Augenblick groß an, dann entgegnete er: „Ich wäre nicht verpflichtet? Ist es nicht Pflicht des Vaters, sein Kind, auch wenn es noch nicht das Bar-Mizwo-Alter erreicht hat, zur Erfüllung aller Mizwo (Pflichten) anzuhalten? Und hält mein Vater mich nicht zu allen Pflichten an, zu Bisis, zu Bulof, zu Mazzo und wie sie alle heißen?“

„Aber in der Thora heißt es doch: ‚Mann oder Frau, die sich eine von den menschlichen Vergehungen zu Schulden kommen lassen‘; du mußt also erst Mann werden, das heißt zum wenigsten dreizehn Jahre alt sein.“

„Von der Thora mag diese Pflicht allerdings nicht geboten sein, aber von den Weisen ist sie es jedenfalls. Sagt nicht der Weiseste der Weisen: ‚Gewöhne den Knaben für seinen künftigen Lebensweg‘, und wird daraus nicht die Pflicht für die Eltern abgeleitet, auch ihre noch nicht erwachsenen Kinder zur Uebung von Thora und Mizwo anzuhalten?“

„Du bist jedenfalls nicht verpflichtet, es kann

sich höchstens um eine Pflicht deines Vaters handeln."

"Darauf habe ich ein Doppeltes einzuwenden. Mein Vater ist verpflichtet? Nun gut, das weiß er, und deshalb hat er ja den Antrag gestellt und damit die Möglichkeit der Erfüllung seiner Pflicht in die Hand der Chewro gelegt. Wird die Chewro die Aufnahme nicht mir zuliebe gestatten, so wird sie es gewiß meinem Vater tun, damit er seine Pflicht erfüllen kann. Und zweitens, ich bin nicht verpflichtet? Wenn das wirklich der Fall ist, und ich kann nicht daran zweifeln, wenn mir es ein so großer Talmid Chacham (Thoragelehrter) sagt, dann ist das erst recht ein Grund, die große Mizwo von Gemillus Chesed schel Emmes (wahre, den Verstorbenen zu erweisende Menschenliebe) durch Eintritt in die Chewro zu erfüllen. Wenn ich verpflichtet bin, so erwartet mich für die Erfüllung dieser Pflicht ein himmlischer Lohn und für die Nichterfüllung die Strafe. Ich möchte aber Gott nicht dienen wie Knechte, die um Lohn arbeiten, sondern nur, um den Willen Gottes zu erfüllen, ohne jede andere Nebenabsicht. Das kann ich aber nur vor meiner Bar Mizwo, wo ich nicht durch die Pflicht gebunden bin, sobald mir mit meinem dreizehnten Jahre die Pflicht erwächst, erhält meine noch so reine Absicht eine Trübung durch die Aussicht auf den Lohn, der an die Erfüllung jeder Mizwo geknüpft ist."

"Mit dieser Ansicht stehst du in offenem Widerspruch mit Schas (Talmud) und Poskim

(Decisoren). Du weißt doch, daß godaul mezuwo weauso, daß derjenige, der eine gebotene Pflicht erfüllt, größer ist als derjenige, der nur eine freiwillig übernommene ausübt."

„Das ist kein Widerspruch. Diese Regel ist nur gesagt für den Fall, daß beide Möglichkeiten vorliegen, ich kann eine gebotene und eine freiwillig zu erfüllende Mizwa ausüben, in diesem Fall ist die gebotene vorzuziehen. Aber in meinem Falle, sollte ich da die freiwillig übernommene Pflicht deshalb nicht erfüllen, weil die gebotene erst in drei Jahren eintritt? Das könnt ihr im Ernst nicht meinen."

„Ich meine es ganz im Ernst“, entgegnete Rabbi Jakob, „denn der Unterschied, den du da machen willst, den hast du dir ausgedacht, das ist eine freie Erfindung von dir, den können wir nicht gelten lassen.“

„Seid maichel (verzeiht) Rabbi Jakob, dagegen habe ich zweierlei einzuwenden. Erstens habe ich diesen Chillus (Unterschied) nicht von mir, er ist so alt wie Abraham Dwinu (Vater Abraham). Von ihm wissen wir doch, daß er die ganze Thora gehalten hat, bevor sie von Gott gegeben wurde. Darauf fragt der Poroschas Derochim, wenn das der Fall ist, warum hat Gott Abraham Mizwas Mito besonders zu befehlen brauchen, warum hat sie Abraham nicht auch aus freien Stücken erfüllt? Er antwortet darauf, Abraham hat alle Mizwas aus freien Stücken erfüllt, um sie, wenn sie ihm von Gott geboten würden, dann als gebotene Pflicht zu

erfüllen. Mizwas Mito ist aber eine Mizwo, die, wenn sie einmal erfüllt ist, nicht zum zweiten Male erfüllt werden kann, deshalb mußte sie ihm Gott gebieten, damit Abraham mezuwo weauso, auf Grund gebotener Pflicht sie erfüllt und die Erfüllung dadurch eine umso größere werde. Nach eurer Meinung aber, die den Unterschied nicht gelten lassen will, hätte Vater Abraham alle Mizwas nicht aus freien Stücken erfüllen dürfen, sondern hätte abwarten müssen, bis sie ihm Gott zur Pflicht macht, wie ihr verlangt, daß ich mit Erfüllung von Gemillus Chassodim schel Emmes warten soll, bis ich durch meine Bar Mizwo dazu verpflichtet bin; das ist doch nicht denkbar.“

„Hör mal Salman, jetzt bist du nicht nur in Widerspruch mit Schas und Poskim geraten, sondern du bist mechullef (im Streit) mit Abraham Awinu und mit Haschem Zisborach selber, vor allem aber widersprichst du dir selbst. Du hast vorhin gesagt, du wollest eine Pflicht lieber erfüllen, die dir nicht geboten ist und jetzt mußt du zugestehen, daß Haschem Zisborach selber nicht so will, sondern er will, daß Abraham Mizwas Mito nur auf seines Befehl erfüllt, damit sein Lohn umso größer sei.“

„Das ist keine Stiro (Widerspruch), Rabbi Jakob. Wenn die Gemoro sagt, daß der, welcher eine gute Tat tut, die ihm geboten ist, größer ist, als der, welcher sie freiwillig tut, so hat sie von dem Lohn gar nichts gesagt. Nicht der Lohn, sondern der Mann ist größer, der eine von Gott gebotene Pflicht erfüllt, als derjenige, der sie freiwillig

tut. Warum er größer ist, dafür gibt schon Tosfos zu Kidduschin Seite 31 einen Grund an. Ich glaube aber, daß es schwerer ist, in reiner Absicht eine Mizwo zu erfüllen, sobald ich weiß, daß auf ihre Erfüllung ein hoher Lohn steht, als wenn ich weiß, daß ich nur eine freiwillige Leistung übernehme, für die ich selbstredend keinen Lohn beanspruchen kann. Deshalb ist derjenige größer, der eine gebotene und daher mit Belohnung verbundene Pflicht erfüllt, dabei aber seiner reinen Absicht, Gott und nur Gott zu dienen dennoch treu bleibt, als derjenige, der eine freiwillige Handlung sich selber zur Pflicht macht. Deshalb hat Abraham alle Gottesgebote erfüllt, ohne daß sie ihm geboten waren. Gott aber, der wußte, daß Abraham seiner reinen Absicht treu bleiben wird, auch bei einer ihm vorgeschriebenen Pflicht, konnte ihm deshalb Mizwas Wilo zur Pflicht machen."

Als der Vorsteher der Chewro mit diesen Ausführungen nicht zufrieden schien und etwas dagegen geltend machen wollte, fuhr der kleine Sprecher fort:

"Wenn ihr damit nicht einverstanden seid und den Teruz (Antwort) des Poroschas Derochim nicht gelten lassen wollt, so verzichte ich auf diesen Beweis und nehme euren Vorwurf meinetwegen an, daß ich diesen Unterschied selber erfunden hätte. Und wenn ich ihn gefunden habe? Mit welchem Recht will man mir einen Fund streitig machen? Daß der, welcher Mezias Koton, den Fund eines Kindes, diesem entreißen

will, einen richtigen Raub begeht, ist eine trockene Mischna in Gittin, die im Choschen Mischnot Kap. 270 als Halacha (Gesetz) gebracht wird."

Damit hatte Salman die Lacher auf seiner Seite und alle Anwesenden gaben ihrem Beifall durch zustimmende Rufe Ausdruck. Auch der Präsident lenkte freundlich ein und meinte:

"Ich habe dir vorhin gesagt, daß du heute noch nicht verpflichtet bist und du hast darauf gesagt, gerade weil du nicht verpflichtet bist, wolltest du Mizwas Gemillus Chesed in unserer Chewro erfüllen. Damit wollte ich aber selbstredend nur sagen, daß du von der Thora aus nicht verpflichtet bist. Daß du von den Chachanim (Weisen) diese Pflicht wohl haben magst, hast du selber bemerkt, und ich muß dir das zugehen. Aber sobald du dich verpflichtet glaubst, sei es von der Thora, sei es von der Chachomin, so bist du ja doch wieder mezuwo meauso, durch die Pflicht gebunden, und dann fällt ja dein Grund, schon vor der Bar Mizwo Chewro-Mitglied zu werden, vollständig fort."

"Rabbi Jakob", warf lebhaft der Knabe ein, "ich denke wir werden uns schneller einigen, wenn ich ganz aus dem Spiel bleibe. Ist mein Vater verpflichtet, mich zu allen Mizwas und also auch zu Mizwas Gemillus Chesed anzuhalten, sei es vor der Thora oder auf Grund unserer Ueberlieferung, ja oder nein?"

"Dein Vater ist gewiß verpflichtet, dich zur Erfüllung aller Mizwas anzuhalten."

"Dann trete ich und meine Verpflichtung

ganz zurück. Es ist doch ein ausdrücklicher Din (gesetzliche Bestimmung) in Hilchas Ribbud ab Woëm (gesetzliche Bestimmungen über Elternehre): Hat das Kind einen Wunsch und es weiß, daß man seinen Wunsch auch erfüllen wird, wenn es ihn als denjenigen des Vaters bezeichnet, so darf es nicht für sich, sondern muß im Namen des Vaters um die Erfüllung bitten. — Deshalb habe ich auch sofort nur im Namen meines Vaters den Wunsch ausgesprochen. Mit welchem Recht will man ihn ihm verweigern?"

„Wir würden ja gern deinem Vater und dir den Wunsch erfüllen, aber wir können nicht, wir sind durch unsere Vereinsbestimmungen gebunden.“

„Durch die Tekonos? Darin steht kein Wort über das Alter der aufzunehmenden Mitglieder.“

„Ich habe nicht gesagt durch die Tekonos, sondern durch sonstige Bestimmungen. Es gibt auch ungeschriebene Gesetze. Hat man schon einmal in irgend einer Chewro Kaddischo gesehen, daß ein Knabe, der noch nicht Bar Mizwa ist, Mitglied wird?"

„So roino eno Rajo. Wir haben etwas noch nicht gesehen, das ist kein Beweis, sagt die Gemoro. Es wird niemand behaupten, daß er bei allen Chewros der Welt deshalb Umfrage gehalten hat. Aber angenommen, es wäre so, wenn das selbst wirklich in den Tekonos der Chewro stehen sollte, was hindert die Chewro diese Bestimmung heute Abend aufzuheben? Die

Chevro hält nicht einmal ihre geschriebenen Tekonos und läßt mich heute Abend an ihrer Mahlzeit teilnehmen und an ihrer Mizwo gönnt sie mir keinen Teil. Die Chevro hat die reine Menschenliebe zum Gesetz erhoben und will meinem Vater gegenüber das einfache, zugestandene Recht beugen. Ihr erkennt die Pflicht meines Vaters an und wollt ihm die Möglichkeit nehmen, sie nun auch zu erfüllen."

"Du hast da doch übersehen", entgegnete der Vorsitzende, "daß die Regel *Lo roinu eno Rajo* auch ihre Ausnahmen hat und daß diese Ausnahme gerade da eintritt, wo sich's um einen Minhag handelt. Wenn man niemals gesehen hat, daß ein Brauch innegehalten wurde, so ist das allerdings ein Beweis dafür, daß er niemals bestanden hat. Das sage nicht ich, sondern der Schach in seiner ersten Anmerkung zum Anfang des Schulchan Aruch Jore Dea."

Der Knabe erwiderte lächelnd:

"Das habe ich nicht übersehen. Obwohl ich den Schach zum Jore Dea noch nicht gelernt habe, so ist mir diese Ausnahme doch bekannt. Sie steht ja schon im Schulchan Aruch Choschen Mischpot selber, am Ende des Kapitels 37. Aber dies alles hat ja auf unseren Fall gar keine Anwendung. Denkt euch, es käme heute ein Mann, dem ein Fuß, ein Arm oder ein Ohr fehlt und wollte in die Chevro aufgenommen werden. Würde man ihm die Aufnahme verweigern wollen, weil alle bisherigen Mitglieder immer zwei Ohren hatten und weil wir noch

niemals Chevromitglieder mit einem Ohre gesehen haben? So wenig wie das Fehlen eines Ohres gegen einen Minhag verstößt, so wenig verstößt das Fehlen von drei Jahren dagegen. Hier liegt gar kein Minhag vor und deshalb kann die Ausnahme, von der ihr sprecht, hier auch keine Anwendung finden.“

Der Knabe hatte sich in einen solchen Eifer hineingeredet, daß er mit gerötetem Antlitz da stand und ihm sogar die Augen feucht geworden waren. Der Präsident war mit seinem Latein zu Ende, er wußte tatsächlich nicht, was er diesen Ausführungen entgegenhalten sollte. Da ergriff ein anderer Greis für ihn das Wort:

„Was du da sagst, Salman, das sind Deworim schel Taam, ganz gut begründete Ausführungen. Aber du kannst nicht bestreiten, daß, so weit wir wissen, Kinder, die noch nicht Bar Mizwo sind, niemals Mitglieder einer Chevro Kaddischo waren. Diese Tatsache kann man nicht so ohne weiteres aus der Welt schaffen. Mag es nun ein Minhag oder eine bloße Gepflogenheit sein; ich denke mir, daß sie darauf beruht, daß Kinder in diesem Alter gewöhnlich noch nicht den Ernst haben, der für einen Chevro-Mann erforderlich ist. Du wirst ihn wohl ganz sicher besitzen, aber es wird selbst dir noch manches abgehen, was durch keine noch so gründliche Kenntnis der Thora ersetzt werden kann. Als Chevro-Mitglied mußt du mit Toten umgehen, und hast vielleicht noch keinen gesehen, fürchtest du dich nicht vor den Toten?“

„Rabbaußai, ich fürchte mich nicht einmal vor den Lebenden, wie sollte ich mich vor Toten fürchten? Aber wenn ich diese törichte Furcht auch hätte, so wäre doch der Eintritt in die Chewro das beste Mittel, sie mir zu benehmen. Es ist wahr, ich verstehe nichts von der Behandlung, Reinigung, Bekleidung und Bestattung der Toten, aber das geht doch jedem so, der zuerst in die Chewro eintritt. Es wird keiner vor seinem Eintritt darüber befragt, warum sollte man gerade von mir eine Vollkommenheit verlangen, die man doch erst durch Eintritt in die Chewro erlangen kann? Es ist ein Minhag, sagt ihr? Aber wenn die Gründe, die für diesen Minhag vorgebracht werden, keine sind, wenn dieser Minhag einen Vater verhindert, die Vaterpflicht seinem Kinde gegenüber zu erfüllen, dann ist dieser Brauch ein nicht zu Recht bestehender, und ich würde es als eine Sechijo (verdienstliche Handlung) meines Vaters ansehen, wenn durch seinen Antrag dieser angebliche Minhag für die hiesige Chewro aufgehoben wird.“

„Das geht nicht so im Handumdrehen, wie du glaubst“, entgegnete darauf der Präsident. „Aber ich muß dir hier vor der ganzen Chewro sagen, daß du deine Sache gut geführt hast. Wenn wir dich auch nicht als Mitglied aufnehmen können, so möchte ich doch einen Vermittlungsvorschlag machen. Wenn du damit einverstanden bist, will ich ihn dann der Chewro zur Entscheidung vorlegen. Wir wollen dich als Chewro-Schamesch (Vereins = Diener) anstellen. Unser

Chevro-Schamesch beklagt sich ohnedies, daß er nicht allein dem schweren Dienste gewachsen ist. Dann kannst du Anteil an allen Mizwoß der Chevro haben, ohne Mitglied zu sein. In drei Jahren, wenn du zu gutem Barmizwo sein wirst, stellt dein Vater einen neuen Antrag um Aufnahme, und dann wird gewiß keiner mehr dagegen sein. Was sagst du dazu?"

"Ich bin völlig damit einverstanden, wenn es mein Vater ist. Ich weiß, daß es eine große Ehre ist, Mitglied der Chevro zu sein, aber um diese Ehre war es mir niemals zu tun. Nur an der Mizwo ist mir gelegen und an dieser werde ich jetzt einen reichen Anteil haben, ich danke dem Kosch Hachewro für diesen Antrag von ganzem Herzen."

Mit diesem Ausgleich waren alle einverstanden und der zehnjährige Knabe war jetzt Schamesch der Chevro Kaddischo von Łosna. Der Eintrag darüber ist noch heute in dem Protokollbuch der Chevro Kaddischo enthalten, sowie auch seine formelle Aufnahme als Chevromitglied nach zurückgelegtem dreizehnten Lebensjahre. Der Großvater spendete dafür fünfzig Klafter Holz in die Synagoge und zahlte jährlich achtzehn polnische Gulden für seinen Enkel, der in dem Protokoll mit, bei einem Knaben in diesem Alter, ganz ungewöhnlichen Ausdrücken gefeiert wird.

III.

Wir haben diese Episode von der Aufnahme des zehnjährigen Knaben in die Chevro Kaddischo

etwas ausführlicher behandelt, weil sie einerseits die ungewöhnliche geistige und sittliche Reife dieses Wunderkinds besser als jede Schilderung be- fundet und weil andererseits aus dieser seiner ersten Jugendzeit sonst wenig über ihn bekannt ist. Sein erster Lehrer war wohl der Vater. Doch dieser genügte nicht für die Fortbildung des ungemein begabten und lernbeflissenen Knaben, obwohl Rabbi Baruch nach dem Zeugnis seiner Zeitgenossen ein sehr hervorragender Gelehrter war. Als der Knabe das zwölfte Jahr erreichte, gewann der Vater einen berühmten Kenner des Talmud für seinen Unterricht in der Person des Rabbi Beer aus Lubawitsch, der nicht nur durch seine Gelehrsamkeit, sondern auch durch seltene Lauterkeit des Charakters sich allgemeiner Wert- schätzung erfreute. Aber dieser hatte kaum die ungewöhnliche Begabung des Knaben kennen ge- lernt, als er vor den Vater mit den Worten hintrat:

„Der Knabe kann mein Freund und Genosse, aber niemals mein Schüler sein. Er hat über- haupt keinen Lehrer mehr nötig für das Studium des Talmud und der Poskim. Er wird sich mit seiner wunderbar tiefen Einsicht am besten ganz allein seinen Weg durch das Meer des Talmud bahnen: er mag anderen als Pfadfinder und Wegweiser vorangehen, einen Führer für sein eigenes Studium hat er nicht mehr nötig.“

Der Ruf von den glänzenden Gaben des Geistes und der sittlichen Vollendung dieses Knaben drang weit über den Kreis seines Ge-

burtsortes hinaus. Er hatte noch kaum das dreizehnte Jahr überschritten, als reiche, gottesfürchtige Männer ihr Augenmerk auf diesen leuchtenden, am Himmel der russischen Judenheit aufsteigenden Stern richteten, um ihn an sich zu fesseln. Er wurde dadurch sehr früh verheiratet, wie es zur damaligen Zeit in Rußland Sitte war und vermählte sich mit der Tochter eines sehr begüterten Mannes in Witebsk. Nach seiner Heirat siedelte er, ebenfalls der Sitte der damaligen Zeit entsprechend, in das Haus seiner Schwiegereltern über und lebte dort zurückgezogen von der Welt mit einer beispiellosen Hingebung ausschließlich dem Studium der Thora. In seinem achtzehnten Jahre hatte er den ganzen Talmud mit allen seinen älteren und jüngeren Erklärern zum ersten Male völlig zu Ende studiert. Auch in die Lehre der Kabbala vertiefte er sich um jene Zeit und legte dort den Grund zur Meisterschaft in dieser Wissenschaft, die ihn später befähigte, sie in ganz neue Bahnen zu lenken.

Eine ganz außergewöhnliche Aufmerksamkeit wandte er dem täglichen Gebete zu. Er lebte der Ueberzeugung, daß wenn auch das dreimalige tägliche Gebet in der uns vorliegenden Fassung rabbinische Anordnung ist, nichtsdestoweniger das Gebet an und für sich und die durch es erwirkte Erhebung aus den Niederungen des Lebens zu Gott, die Grundlage bildet, auf welcher die ganze Thora ruht. Wenn die beispiellose Innigkeit, mit der er betend vor Gott hintrat, ihm die

reine Seele auf den Schwingen des Gebets zu ihrem Urquell emporhob, hatte sie alles Irdische derart abgestreift, daß er nicht mehr Herr des Körpers und seiner Bewegungen blieb.

Diese Zurückgezogenheit vom Leben, dieses unablässige Studium und vor allem die von dem Alltagsbrauch so sehr abweichende Art des Gebets waren seinem Schwiegervater zuwider. Er glaubte in ihm einen Schwiegersohn gefunden zu haben, der seinem Hause einen hellen Glanz verleihen und alle Welt anziehen werde. Statt dessen mied dieser die Welt und lebte so eingezogen für sich, um unbehelligt an der eigenen Vollendung zu arbeiten, daß der Schwiegervater sich in seinen Erwartungen vollkommen getäuscht sah. Es kam zu unliebsamen Auseinandersetzungen, die durch ihre Erfolglosigkeit den Schwiegervater noch mehr erbitterten. Er stellte ihn zunächst wegen seiner Art und Weise des Gebets zur Rede, die er geradezu für wahnwitzige Ekstase erklärte. Es gäbe doch noch fromme Männer außer ihm, aber diese schwärmerische Verzücung sei eine Neuerung, durch die er sich von jeder Ueberlieferung lösfage.

Der Schwiegersohn trat diesen Ausstellungen entgegen und suchte mit schonender Ehrerbietung die Grundlosigkeit aller dieser Unterstellungen seinem Schwiegervater nahe zu legen.

„Du nimmst an meiner Erregung und Bewegung beim Gebete Anstoß. Aber würdest Du es beanstanden, wenn jemand, der ins Wasser gefallen ist, nun mit allen Gliedern ringt und

arbeitet, um sich daraus zu befreien? Warum sollte man sich daran stoßen, wenn uns der Strom des Lebens umtost mit seinen Sorgen und seinen Zerstreuungen, mit allem, was uns in die Tiefe ziehen und dort festhalten möchte, sobald wir uns zu Gott emporzuringen versuchen?"

"Aber es gibt doch große Männer genug, so groß an Thora und so groß an Gottesfurcht, daß wir beide nicht würdig sind, ihnen die Schuhriemen zu lösen, und sie stehen still und fest wie eine Säule beim Gebet, warum willst du etwas besonderes haben?"

"Weil ich jenen großen Männern eben nicht an die Fußknöchel reiche. Die Größe dieser Großen besteht eben darin, daß sie selbst mitten im Leben sich von jedem unlauteren Gedanken und jeder unheiligen Regung frei zu halten wissen. Sie haben nichts abzuschütteln und von sich zu weisen, wenn sie sich betend Gott nahen, deshalb können sie auch im Gebete die Ruhe bewahren, die sie im geschäftigen Leben bewahren."

Der Schwiegervater sah bald ein, daß das Tun und Lassen seines Schwiegersohnes auf Grundsätzen beruhte, die er nicht zu erschüttern vermochte und bei deren Diskutierung er immer den Kürzeren zog. Gegen seinen beispiellosen, Tag und Nacht nimmer erschlaffenden Verneifer, der ihn noch mehr als sein Gebet von der Welt abzog, konnte er ohnedies nicht einmal zum Schein etwas vorbringen und zog sich deshalb

grollend zurück. Er entzog ihm das Holz zur Heizung; dann studierte der Schwiegersohn im ungeheizten Zimmer. Er entzog ihm das Licht, dann nahm Rabbi Salman seine Folianten ans Fenster und lernte beim Mondschein.

Als alle diese Widerwärtigkeiten an der Festigkeit und zugleich nachgiebigen Versöhnlichkeit des jungen Mannes abprallten, trachtete man danach, ihm die Lebensgefährtin abwendig zu machen und suchte die Scheidung von ihr herbeizuführen. Aber die Frau — ihr Name war Sterne — hing in verehrungsvoller Liebe an ihrem Manne, und erklärte mit Entschiedenheit, daß sie sich nimmermehr von dem Erwählten ihres Herzens trennen werde und bereit sei, alles Ungemach mit ihm zu teilen. Sie war ihm alle Zeit seines Lebens die treue Gefährtin auf allen Wegen geblieben und hat Freud und Leid redlich mit ihm geteilt. Ihre unwandelbare Treue war alle Zeit von großem Einfluß auf den Gatten. Auch in dem nun folgenden entscheidenden Wendepunkt seines Lebens machte sich dieser Einfluß geltend.

Als Rabbi Senior Salman etwa zwanzig Jahre alt war, drängte es ihn, einen der Großen aufzusuchen, an welchen die russische Judenheit damals besonders reich war, und dort unter der Leitung eines bewährten Meisters seine geistige und sittliche Ausbildung zu vervollkommen. Die Unannehmlichkeiten, welchen er im Hause seiner Schwiegereltern ausgesetzt war, mögen diesen Entschluß noch beschleunigt haben. Jeden-

falls trugen sie dazu bei, die Zustimmung seiner Frau leicht für diesen Entschluß zu erlangen. Die Schwiegereltern waren entschieden dagegen und erklärten, daß er von ihnen keinen Beitrag zu den Kosten seiner Reise und des Aufenthalts an einem anderen Orte zu erwarten habe. Er erklärte seiner Frau, so wünschenswert es ihm auch scheine, Wittebsk zu verlassen, so werde er dies doch niemals ohne ihr volles Einverständnis tun. Er lege die Entscheidung daher in ihre Hand und werde ihr gemäß handeln.

„Ich erlaube es nicht nur,“ erwiderte sie ihrem Gatten, „sondern ich bitte dich sogar, ganz deiner Einsicht und Neigung gemäß zu handeln. Da ich aber hier zurückbleiben muß, so stelle ich nur die eine Bedingung, daß du nicht länger als achtzehn Monate von mir getrennt bleibst und nach dieser Zeit wieder zu mir zurückkehrst. Aber wie willst du die Kosten für deine Reise und den Aufenthalt in einer fremden Stadt erschwingen? Sechs Rubel für diesen Zweck zusammenzusparen, ist mir gelungen, die gebe ich dir hiermit. Aber das wird doch lange nicht hinreichen.“

„Darüber brauchen wir uns keine Sorge zu machen. Die Weisen sagen: Der Gott, welcher das Leben gibt, gibt auch die Mittel zum Leben. Mein Bruder Rabbi Mordechai hat mir auch dreißig Rubel für meine Reise zugesagt. Ich brauche ja auch nicht viel. Aber ich hoffe, daß wenn ich erst dein elterliches Haus verlassen habe, daß dann auch deine Lage erträglicher wird.“

Man wird es dich nicht mehr fühlen lassen, daß du meine Frau bist; du wirst wieder ausschließlich die Tochter deiner Eltern sein und wirst sie in der Zeit unserer Trennung hoffentlich auch wieder ganz für mich gewinnen. Der Gedanke mag den Schmerz unserer Trennung mildern; anderthalb Jahre sind ja eine kurze Zeit."

Wenige Tage nachher verließ er in früher Morgenstunde das Haus seiner Schwiegereltern, begleitet von den Segenswünschen seiner treuen Sterne.

"In spätestens achtzehn Monaten bin ich, so Gott will, wieder bei dir, wie du es gewünscht hast; möge es uns vergönnt sein, uns in Freuden wiederzusehen."

"Die Frau von Rabbi Akiba, die Tochter von Kalba Schebua, war größer als ich; sie hat ihrem in die Fremde zum Thorastudium ziehenden Mann, sieben Jahre fortzubleiben gestattet."

"Rabbi Akiba war der Große, dem sie das große Opfer brachte. Aber anderthalb Jahre einem Manne meiner Art opfern, das ist mehr als sieben Jahre einem Rabbi Akiba. Möge es mir bei meiner Rückkunft vergönnt sein, dich und deine Eltern zufriedenzustellen wie es Rabbi Akiba seiner Frau und seinen Schwiegereltern gegenüber gelungen war. Amen."

Mit diesen Worten riß er sich los und eilte mit einem kleinen Bündel, das seine Habseligkeiten enthielt, auf die Straße und zur Stadt hinaus. Vor der Stadt blieb er stehen. Er

war bis jetzt noch nicht zu einem Entschlusse gekommen, wohin er eigentlich seinen wandernden Fuß setzen sollte. Unter den großen Meistern der Thora waren es zwei, die damals in aller Mund lebten. Der eine war der Gaon Rabbi Elia in Wilna, der andere war Rabbi Dow Beer, genannt der Maggid in Meseritsch. Obwohl beide, was Kenntniss der Thora, Lauterkeit des Charakters und viele andere Vorzüge betraf, von den Zeitgenossen als unerreichte Ideale gefeiert wurden, so machte sich doch eine unverkennbare Verschiedenheit in ihrer ganzen Geistes- und Herzensrichtung geltend. In Wilna wurde der Schwerpunkt auf das Studium der Thora gelegt; die dort zu gewinnende Ausbildung galt in erster Reihe der Schulung des Geistes. In Meseritsch standen die Pflege von Herz und Gemüt, das Gebet und alle damit zusammenhängenden Disziplinen im Vordergrund aller Bestrebungen. Sie galten als der granitne Boden, dessen Fundierung die erste Aufmerksamkeit galt, um darauf den hohen Bau der Thora um so sicherer errichten zu können. Sein Geist zog den jungen Wanderer nach Wilna, sein Herz dagegen nach Meseritsch.

Das Herz trug den Sieg davon. „Von Thora, Talmud, Midrasch, Rischonim und Acharonim (die alten und neuen Erklärer)“, sagte er sich, „habe ich bereits so viel gelernt, daß ich zur Not auch allein weiter lernen kann. Aber beten kann ich noch nicht; die Läuterung der Gedanken, die Reinheit der Gesinnung zu erlangen, die für

die Erhebung im Gebet zu Gott unerläßlich sind, die gehen mir noch ab, für diese muß ich ein Vorbild und einen Wegweiser haben, den hoffe ich in Meseritsch zu finden."

Diese Erwägung entschied über seine Zukunft und über die Zukunft von Hunderttausenden, denen der jetzt ins Ungewisse hinaus wandernde Jüngling später Führer und Lehrer für die hehrsten Hochziele eines gotttreuen Lebens wurde.

Es war ein weiter, beschwerlicher Weg, den er zu Fuß zurücklegen mußte. Als die kärglichen Mittel, die er bei sich führte, immer mehr zusammenschmolzen, machte er Tage lang Halt und vermietete sich als Arbeiter und Holzhauer, um so viel zu verdienen, daß er die Reise fortsetzen konnte. Keine Arbeit war ihm zu gering, um nur keine Gabe von Menschen annehmen zu müssen. Nach vielen Unterbrechungen und unfäglichen Beschwerden erreichte er endlich das Ziel seiner Reise und wurde daselbst von dem Maggid freundlich aufgenommen. Der letztere hatte als seltener Menschenkenner sofort die geistige und sittliche Größe des Jünglings erkannt, der in den großen Kreis seiner Schüler eintreten wollte. Die letzteren standen ausschließlich schon im reiferen Mannesalter; Rabbi Senior Salman war einer der jüngsten. Er hatte zwar bald die Herzen seiner Genossen gewonnen, sie sahen ihn aber wegen seiner Jugend doch nicht für ebenbürtig an. Als sie jedoch bei den öffentlichen Vorträgen ihres gefeierten Lehrers,

bei welchen freie Diskussion waltete, den Scharfsinn dieses Jünglings, seine ungewöhnliche Belesenheit in allen Gebieten der talmudischen Literatur, seinen unermüdllichen Fleiß und die Tugenden seines edlen Herzens kennen lernten, hatte er sich die Zuneigung aller in einer Weise erworben, daß sie zu einer Freundschaft erblühte, die ihn für das ganze Leben aufs innigste mit ihnen verband.

Vor allem aber zeichnete ihn sein Lehrer dadurch aus, daß er ihn an denjenigen Unterrichtsstunden teilnehmen ließ, die er seinem Sohne bis dahin allein erteilt hatte. Dieser Sohn, Rabbi Awrohom, ebenfalls ein bereits gereifter Mann, wurde von seiner Umgebung, wegen seiner sittlichen Größe und wegen des hohen Adels seiner Gesinnungs- und Handlungsweise der Maloch (Engel) und Kodausch (der Heilige) genannt. Trotz seiner Jugend war Rabbi Salman dem Sohne des Maggid an Kenntniß des Talmud weit überlegen. Dagegen überragte dieser den Jüngling durch seine innige Vertrautheit mit der Wissenschaft der Kabbala, in Folge der Einführung in diese Wissenschaft durch den täglichen Unterricht des Vaters. Diese Verschiedenheit führte beide noch näher zusammen. Sie kamen überein, daß Rabbi Awrohom den Jüngling täglich drei Stunden in der Kabbala unterrichtete, während dieser mit seinem älteren Genossen täglich drei Stunden das Studium des Talmud betrieb. Rabbi Senior Salman bediente sich dabei der List, daß er, während sein Genosse in seinen

Vortrag vertieft war, heimlich die Uhr um einige Stunden zurückstellte. „Niemals“, sagte er noch in späteren Jahren, „hat mir ein Studium so gut gemundet als dieses. Es war die Süßigkeit, die „gestohlenen Wassern“ eigen ist.“

Pfeilschnell flogen die Tage bei diesem anregenden Studium dahin, so daß er selbst überrascht war, als die anderthalb Jahre sich dem Ende zuneigten, mit deren Ablauf er zu seiner Frau zurückzukehren versprochen hatte; ein Versprechen, das er gewissenhaft erfüllte.

Aber es duldete ihn nicht lange im schwiegerelterlichen Hause. Er verließ es nach kurzem Aufenthalt und suchte wieder seinen Lehrer auf, ohne daß die Erwählte seines Herzens ihre Zustimmung dieses Mal an eine gewisse Zeit geknüpft hatte.

Bei seinem Lehrer wartete seiner eine neue große Aufgabe, deren geniale Ausführung den Namen des Jüngers in alle Kreise der jüdischen Gelehrtenwelt trug. Der Maggid hatte die Notwendigkeit einer neuen Bearbeitung des Schulchan Aruch erkannt und suchte in seinem großen Schülerkreis nach einer geeigneten Kraft, die er mit dieser Arbeit betrauen könne. In den Jahrhunderten, die seit der Abfassung des Schulchan Aruch verstrichen waren, hatte sich der Stoff derart gehäuft, daß selbst ein Gelehrter von Fach ihn nur schwer beherrschen konnte. Die größten Gelehrten hatten seit dem Erscheinen des Schulchan Aruch vereinzelte Glossen und ganze Kompendien verfaßt, die zu seinen Entscheidungen

Stellung nahmen, sei es in zustimmendem, sei es in abweisendem Sinne. Der Gesetzkundige, an welchen die Entscheidung einer religionsgesetzlichen Frage herantrat, mußte die weitschichtige Literatur kennen und sie bei seiner Entscheidung berücksichtigen. War das selbst für den kundigen Meister des Gesetzes eine schwierige Aufgabe, so war es dem schlichten jüdischen Manne aus dem Volke für die tägliche Erfüllung des jüdischen Lebensgesetzes geradezu eine Unmöglichkeit, trotz der in allen Volkskreisen verbreiteten Kenntnis der Thora. Es sollte daher ein Werk geschaffen werden, das in einfacher, leichter Fassung alle Pflichten des jüdischen Lebens zur Darstellung bringt. Aber diese Darstellung sollte das Für und Wider aller Autoritäten, die sich darüber geäußert, abwägen und als Resultat den präzisen, gültigen Wortlaut des Gesetzes zum Ausdruck bringen. Es handelte sich also um ein Werk, das mit populärer äußerer Form die gediegenste Gründlichkeit und Vielseitigkeit verbinden, das dem gesetzkreuen Meister und dem Mann aus dem Volk in gleicher Weise als Führer dienen sollte. Das erforderte einen Autor mit einer Belesenheit in der ungeheuren talmudischen Literatur, deren Erzeugnisse fast zwei Jahrtausende umfassen, ferner einen scharfsinnigen Forscher, der die widerstreitenden Auffassungen der tiefsten Denker aller Zeiten abzuwägen weiß, der außerdem die Sprache derart beherrscht, daß er diese subtilen Forschungsergebnisse in einer jedem zugänglichen Art und Weise darzustellen weiß

und der endlich den unermesslichen Stoff in übersichtlicher, systematischer Weise zu gruppieren versteht.

Die harmonische Vereinigung aller dieser Anforderungen fand der Maggid nur bei Rabbi Senior Salman, und ersuchte ihn, das große Werk in die Hand zu nehmen. Es war eine Aufgabe, für deren Lösung ein ganzes Menschenleben erforderlich ist und die von dem Jünger in wenigen Jahren in einer Weise bewältigt wurde, die noch heute jedem Kenner staunende Bewunderung abringt. Die ersten Partien des großangelegten Werkes hatte er bereits im drei- undzwanzigsten Lebensjahre vollendet. Durch seine Bearbeitung des Schulchan Aruch ist der Autor auch in der jüdischen Gelehrterwelt berühmt geworden. Des „Kaws Schulchan Aruch“ ist allen Kennern der jüdischen Gesetzesliteratur bekannt, auch wenn sie mit den Lebensschicksalen seines Verfassers weniger vertraut sind, wie dies ja bei fast allen großen Männern des Judentums und ihren literarischen Leistungen der Fall ist. Vor dem Werk tritt die Persönlichkeit des Meisters zurück.

Aber so gewiß wie nach einem Erfahrungssatz jüdischer Weisheit der lebendige, persönliche Verkehr mit dem Meister, sich für den Schüler noch fruchtbarer als der bloße theoretische Unterricht erweist, so gewiß ist die Lebensdarstellung unserer großen Lehrer nicht nur ein Akt der Pietät, sondern ein ewig sprudelnder Quell der Belehrung und Anregung zu allem Wahren und

Guten, das uns aus jedem Zug dieser gottbegnadeten Lehrer und Erzieher entgegenleuchtet.

Das tritt ganz besonders anschaulich in den Lebensschicksalen des „Kaw“ zutage. Wie sein älterer Zeitgenosse, der Gaon Rabbi Elia aus Wilna nur durch die bloße Bezeichnung „Gaon“ in aller Munde lebt, so ist Rabbi Senior Salzman im Volksmunde der „Kaw“. Der Lebensweg beider hat sie wiederholt in Beziehung zu einander gebracht und zwar in hochdramatischer Weise.

IV.

Die Seele des Kampfes gegen den Chassidismus war der Wilnaer Gaon Rabbi Elia. Er war eine phänomenale Erscheinung sowohl was geistige Begabung als auch was Wissen und Adel des Charakters und der Gesinnung betrifft. Seine unerreichte Größe ist so bekannt und allgemein anerkannt, daß es nicht nötig ist, bei ihrer Schilderung länger zu verweilen. Aber indem man diese außergewöhnliche Erscheinung anstaunt, ist man darüber leicht geneigt, die Größe der Zeit zu vergessen, in welcher er lebte und wirkte, und die doch der Boden ist, aus dem sie erblühte.

So reich er mit Gaben des Geistes und Herzens, sowie mit Vorzügen des Charakters ausgestattet war, so arm war er an materiellen Mitteln. Er hat niemals ein Amt angenommen, um von der Thora keinerlei irdischen Vorteil zu ziehen, und lebte in ärmlichen Verhältnissen sei-

nem Studium. Die Gemeinde Wilna hatte ihm ein bestimmtes Gehalt ausgesetzt, das ihm der Gemeindediener allwöchentlich zu überbringen hatte. Dieser aber unterschlug das Geld viele Jahre, weil er auf den hochsinnigen Edelmut des Gaon spekulierte, von dem er wußte, daß er sich nie deshalb beschweren und so diese Unredlichkeit nie verraten werde. Erst nach dem Tode des Gaon bekannte der treulose Beamte auf dem Sterbebette diese Unterschlagung.

Der eine Zug zeigt diesen Charakter in seiner ganzen unerreichten Größe. Daß dieser Größe sich aber Hoch und Nieder, Genossen und Gegner in der Nähe und Ferne in einer Weise willig unterordneten, wie es kein Fürst von seinem Volke erwarten darf, das zeigt doch auch, wie groß die Zeit gewesen sein muß, die solche Führung als etwas ganz Selbstverständliches anerkannte und ihr Folge leistete. Ein armer Mann, ohne Mittel, ohne Titel, ohne Amt, beherrscht mit seinem reichen Wissen und edlen Charakter die sämtlichen Glieder seines zerstreuten Volkes, wohin nur die Kunde von seiner Persönlichkeit gelangt war. Und sie war überallhin gedrungen, zunächst aber im Lande seiner Wirksamkeit, in ganz Rußland und Polen. Wie hoch muß die Ehre der Thora, die Hochachtung der ihr erblühenden Tugenden bei allen Schichten der Bevölkerung gestanden haben, wenn sie sich der Majestät dieses Geistesfürsten beugte, der so arm an Macht wie reich an Kraft war!

Und dieser Mann, der nie in die Oeffentlich-

keit trat, der nur dem Studium der Thora und der Erfüllung ihrer Gebote lebte, dieser Mann war der erbittertste Gegner des Chassidismus und seiner Anhänger! Einen gefährlicheren Gegner konnte es bei der unbestrittenen Autorität, die er besaß, für die junge Bewegung nicht geben. Woher rührte diese erbitterte Gegnerschaft des sonst so friedliebenden illustren Mannes?

Es ist wahr, daß chassidische Anschauungen und Erklärungen von Stellen der Thora in die Oeffentlichkeit drangen, die diskutierbar waren, die als pantheistische Verirrungen gedeutet werden und sonst leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben konnten; doch das waren höchstens theoretische Irrtümer, wie sie zu jeder Zeit vorkommen und die diese schroffe Abweisung nicht erklären können. Aber nun traten Zeugen auf, die das Vertrauen des Gaon genossen, es aber tatsächlich nicht verdienten, welche behaupteten, daß die Chassidim auch durch die Praxis die verderblichen Folgen ihrer Irrlehren bekundet hätten.

Diese Zeugen erklärten vor dem Gaon, daß sie mit eigenen Augen gesehen hätten, wie die Schüler des Rabbi Dow Ber eine Frau umtanzt hätten und daß sie diese Orgien an geheiligter Stätte im Bes Hamidrasch feierten. Das war eine Ungeheuerlichkeit, die allein genügt hätte, um den Stab über den sittlichen Charakter der Chassidim zu brechen.

Was lag der Sache zu Grunde? Die hochbetagte Tochter des Baal Schem Tow hatte sich

beim Empfang des Sabbat an die Türe des Bes Hamidrasch gestellt, um Zeuge von dem Geiste ihres Vaters zu sein, der hier in einer begeisterten Beterschar zu heredtem Ausdruck kam!

Andere Zeugen sagten aus, daß sie die Chassidim gesehen hätten, wie sie am Tischo be Aw (Fasttag zum Andenken an die Zerstörung des Tempels) sich an Speise und Trank gütlich getan hätten. Das war ein Frevel, der dem Faß den Boden ausschlug. Wenn sie den Fasttag des Untergangs von Staat und Tempelheiligthum nicht mehr mit der jüdischen Gesamtheit begingen, so war das ein Beweis, daß für sie der Messias bereits gekommen war, daß die Chassidim Sabbatai Zewi für den wahren Messias hielten und somit Sabbatianer waren.

Die Zeugen hatten aber verschwiegen, daß Tischo be Aw damals auf einen Sabbat gefallen war, an dem überhaupt nicht gefastet wird, da dann der Fasttag erst am folgenden Tag, am zehnten Aw, zu begehen ist.

Als nun gar in Wilna selbst sich eine Anzahl angesehenen Gemeindeglieder zum Chassidismus bekannte, ließ der Gaon eine große Versammlung in der Synagoge zu Wilna berufen und sprach am 8. Nissan des Jahres 5532 (1772) unter Schofarhall den Bann über die Chassidim aus. Jeder Verkehr, jede Verschwägerung mit ihnen war untersagt; sie wurden überhaupt für vogelfrei erklärt. Die Wilnaer Gemeindeglieder, welche dem Chassidismus sich ange-

schlossen hatten, wurden auf Veranlassung des Gaon öffentlich dafür gezüchtigt und wurden erst nach schwerer ihnen auferlegter Buße wieder in die Gemeinde aufgenommen.

Der Eindruck dieser Achterklärung des Gaon, die noch von einer großen Anzahl der höchsten rabbinischen Autoritäten mit unterzeichnet war, ist unbeschreiblich. Die Chassidim waren tatsächlich ihres Lebens nicht mehr sicher. Man drang in ihre Wohnungen ein und mißhandelte sie, man vernichtete ihnen Hab und Gut, demolierte ihre Häuser und schonte selbst Frauen und Kinder nicht.

Bei einer großen Versammlung, welche die Gegner des Chassidim wenige Wochen später in Sklow veranstaltet hatten, wurde ein Sendschreiben an alle Gemeinden beschlossen, in welchem die Massen zu einem allgemeinen Vernichtungskampf gegen die Chassidim aufgefordert wurden. Die Kunde von diesen allseitigen gehässigen Angriffen war auch zum Maggid und seiner Jüngerschaft gedrungen. Einer seiner bedeutendsten Schüler war Rabbi Levi Jizchak — der Verfasser des berühmten Werkes Seduschas Halevi —, der kurz zuvor zum Rabbiner nach Pinsk berufen worden war. Dort hatte man die Mitglieder der Gemeinde derart gegen ihn aufgestachelt, daß er zu seinem betagten Lehrer nach Anipoli eilte, um seinen Rat für die bedrängte Lage zu erbitten. Er traf dort neun hervorragende Genossen, darunter den späteren Frankfurter Rabbiner, Rabbi Pinchas Horowitz und

seinen Bruder Rabbi Schmelke, der dann das Rabbinat zu Nikolsburg bekleidete. Der jüngste unter ihnen war Rabbi Senior Salman, der spätere Ram von Ladi.

Während die Genossen die Lage besprachen, traf ein Schreiben von Pinsk ein, welches die Mitteilung brachte, daß man Rabbi Lewi Jizchak während seiner Abwesenheit abgesetzt und einen Rabbi Awigdor, der das volle Vertrauen des Wilnaer Gaon besaß, als Rabbiner von Pinsk berufen hatte.

Diese unerhörte Vergewaltigung hatte das Maß voll gemacht. Man wußte zwar, wie sehr der friedliebende Sinn des Rabbi Dow Beer jeder harten Gegenmaßregel abgeneigt war und daß man ihn nur schwer dafür gewinnen konnte, auch die kränkendste Rücksichtslosigkeit mit gleicher Münze heimzuzahlen. Aber hier glaubten sie, müsse der Meister eine Ausnahme machen, und sie kamen überein, daß Rabbi Lewi Jizchak bei der nächsten Sabbatmahlzeit den Brief bei Tisch vorlesen solle, um dann zu sehen, wie sich der Lehrer darüber äußern werde. Dies geschah auch, aber der Maggid — schwieg.

Nun waren die Genossen nicht mehr darüber im Zweifel, daß sie auf die Mitwirkung ihres Lehrers zur Abwehr dieser Angriffe nicht rechnen konnten. Sie beschloßen daher, auf eigene Faust eine Gegenerklärung zu erlassen und den Bannstrahl auf diejenigen zurückzuschleudern, die sie unberechtigter Weise gekränkt hatten. Die Erklärung sollte mit zehn Namen unterzeichnet sein,

es war jedoch schwer, den Jüngsten und Zehnten, Rabbi Senior Salman, zu einem Schritt zu bewegen, der gegen die Absicht des Meisters war. Aber schließlich gelang es ihnen dennoch, und sie erließen noch am Ausgang des Sabbat ihre Erklärung.

Der Maggid hatte aber noch in derselben Nacht davon Kunde erlangt und ging in später Nachtstunde ins Bes Hamidrasch, um seine Schüler deshalb zur Rede zu stellen. Diese lagen aber bereits in tiefem Schlafe auf den Bänken des Lehrhauses. Rabbi Senior Salman lag ebenfalls da, er war aber der einzige, der keinen Schlaf finden konnte. Als er den Lehrer eintreten hörte, stellte auch er sich schlafend und sah, wie dieser mit seinem Lichte in der Hand in das Gesicht jedes einzelnen der Schläfer leuchtete. Als er zu ihm kam, rief er:

„Dieser junge Mensch hat sich auch dazu hergegeben — und er wird doch einmal Rabbiner über ganz Keußen sein!“

Bei diesem Ruf erwachten alle und sprangen rasch von ihrem Lager auf. Der Lehrer aber sprach zu seinen Schülern:

„Was habt ihr da getan! Bis jetzt war unser Schild rein, wir zogen es vor, lieber zu den Gefrängten als zu den Kränkenden zu gehören. Aber jetzt! Das ertrage ich nicht. Mich habt ihr verloren, ich werde nicht mehr lange als euer Führer unter euch weilen. Aber siegen werdet ihr in dem Kampfe. Die Sache der Chassidim — das sichere ich euch zu — wird

aus allen diesen schweren Kämpfen siegreich hervorgehen.“

In demselben Jahre am 19. Kislew des Jahres 5533 (1773) starb der gefeierte Meister, der Schüler und Nachfolger des R. Israel Baal Schem Tow, gerade zur Zeit, als der Kampf mit aller Macht eingesetzt hatte, der sein Lebenswerk von Grund aus zerstören wollte.

Die Schüler, welche ihn im Leben bedient hatten, wollten es auch im Tode tun und die Reinigung, Bekleidung und ganze Behandlung der irdischen Hülle ihres Meisters selbständig in die Hand zu nehmen. Dem widersetzte sich jedoch die Chewro Kaddischo, als einem Eingriff in ihre Privilegien. Man einigte sich dahin, daß diejenigen Schüler, welche den Nachweis erbringen konnten, daß sie der Chewro Kaddischo ihrer Heimatgemeinde angehörten, auch jetzt zugelassen werden sollten. Wer war glücklicher als Rabbi Senior Salman! Er dankte es jetzt noch seinen Eltern und Großeltern, daß sie es ihm ermöglicht hatten, schon seit sechzehn Jahren diese Mitgliedschaft zu erlangen. Beim Tode seines Lehrers war Rabbi Senior Salman sechsundzwanzig Jahre alt.

V.

Auch nach dem Tode des Maggid verblieb Rabbi Senior Salman in Anipoli und lebte im Verein mit dem Sohne seines Lehrers seinen Studien, während die übrigen Schüler sich in alle Gegenden Rußlands und Polens und noch weiterhin zerstreuten. Diese Studien beschränk-

ten sich nicht nur auf die Thora, sondern umfaßten alle zugänglichen sonstigen Wissenschaften. In der Astronomie und sphärischen Trigonometrie hatte er eine Meisterschaft erlangt, die einen Gelehrten von Fach nach einer längeren gelehrten Unterhaltung ausrufen ließ:

„Wahrlich! Ich hätte nie geglaubt, daß ein Mann, der sein ganzes Leben lang mit dem Talmud und seinen Erklärern sich beschäftigt hat, so tief in die hohe Wissenschaft der Astronomie und Geometrie eingedrungen ist. Hätte ich mich nicht selber überzeugt, ich würde es nicht für möglich halten.“

Die Naturwissenschaft, auf deren Kenntnis die gefeiertsten Geuchten des Judentums, Rambaham, Abarbanel, Remo (R. Mosche Isserles), Scheloh (Rabbi Jesaja Horwitz) u. a. zu allen Zeiten drangen, hat auch ihn in hervorragendem Maße beschäftigt. Wie weit er es darin gebracht hat, erhellt aus verschiedenen Zügen, von welchen hier nur einer erwähnt werden soll. Die Zukunft einer ganzen Familie stand in Frage infolge von Blutspuren, die man vorgefunden hatte. Der Rabbiner des Orts hatte bereits sein Verdikt gesprochen, als auch Rabbi Senior Salman um sein Urteil ersucht wurde. Dieser stellte sofort fest, daß es sich nicht um Menschen-, sondern um Taubenblut handelte, das von einer der Familie feindlichen Seite ver-

wendet worden war, um einen falschen Schein zu erwecken.*)

Auch in der hebräischen Grammatik war der Rabbi äußerst bewandert; eine Kenntnis, die damals den meisten Rabbinern abging, während er die Notwendigkeit dieses Studiums sehr warm in seinen Schriften betont. Neben diesen geistigen Vorzügen war er durch einen ungemein lebhaften Sinn für alles harmnisch Schöne ausgezeichnet und mit einer herrlichen Stimme begnadet. Er hat selber komponiert und eines seiner Lieder „Der Nigun des Raw“ hat sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Auf den Flügeln des Gesanges erhob sich beim täglichen Gebet und bei sonstigen feierlichen Anlässen seine Seele in die höchsten Sphären und riß seine Zuhörer zur gleichen Begeisterung hin. Es sind Lieder ohne Worte, die seine Anhänger noch heute dem großen Meister nachsingen und die jederzeit einen Aufschwung der Seele, eine Ergriffenheit und Begeisterung zur Folge haben, die man als Augen- und Ohrenzeuge selber miterlebt haben muß, um die durch sie bewirkte Erhebung glaublich zu finden. — Die hier folgende in Noten gesetzte „Melodie des Raw“ ist einer von M. Zeitelbaum verfaßten Biographie entnommen, die als Nr. 15—17 der Tuschia-Bibliothek erschienen ist.

*) מעשה באשה לא יכלה ליטור שהיתה שופעת תמיר דם על הסדין והרב דמתא אסרה לבעלה ואמר לו רש"ז שהוא דם יונה, ויבוקש הדבר וימצא שאשה א' משונאיה עשתה זאת לחטירה מבעלה.

הנגון של הרב.

Wochte die Wirklichkeit sich auch noch so rauh
und trübe gestalten, die Schwingen seines Liedes
hoben ihn über die Sorgen des Tages hinweg

in eine höhere Welt, die von keinem irdischen Hauch erreicht wurde. Aber mit der Zeit machte sich doch das Bedürfnis geltend, auch die materielle Wirklichkeit erträglicher zu gestalten. Er verließ den Ort seiner bisherigen Studien und kehrte zu seiner Frau nach Kosna zurück, um nun für alle Zeit mit ihr vereint zu leben.

Die Führerschaft der Chassidim zu übernehmen, war bei seiner großen Jugend noch nicht die Zeit gekommen. An die Stelle des Maggid trat einer seiner ältesten Schüler, Rabbi Menachem Mendel, der in Witebsk geboren war und sich in dessen Nähe, in Horodoł niedergelassen hatte. Von den vielen Tugenden, die letzteren auszeichneten, wird besonders seine bis zur völligen Selbstverleugnung entwickelte Bescheidenheit gerühmt. Obwohl Rabbi Senior Salman diese Tugend selber in hohem Grade besaß oder vielmehr weil sie ihm in ungewöhnlichem Maße eigen war, zog es ihn zu diesem Führer hin. Er ordnete sich ihm wie ein Schüler dem Lehrer unter, obwohl Rabbi Menachem Mendel tatsächlich niemals sein Lehrer, sondern nur sein, wenn auch an Jahren weit überlegener Genosse war.

Rabbi Mendel trug sich schon seit Jahren mit dem Gedanken, nach dem heiligen Lande auszuwandern, in der Voraussetzung, dort an den geweihten Stätten mit größerem Erfolg seine Selbstvervollkommnung zu erlangen und gleichzeitig mit der Absicht, die Lehre des Baal Schem Tob auch dort heimisch zu machen, Mit den

Jahren wuchs die Sehnsucht nach diesem Hochziel seines Lebens derart, daß er im Jahre 1777, also vier Jahre, nachdem er die Führung der Chassidim übernommen, die feste Absicht hatte, die Reise nach dem heiligen Lande anzutreten.

Um diese Zeit mehrten sich jedoch in beängstigender Weise die Anzeichen dafür, daß die Gegner, die ihren Hauptsitz in Wilna hatten, einen neuen Schlag gegen die Chassidim planten. In so kritischer Zeit seine Anhänger ohne Führer zu lassen, konnte er sich nicht entschließen. Er faßte daher den Plan, selbst nach Wilna zu gehen und eine Aussprache mit dem Gaon Rabbi Elia herbeizuführen. Er wollte ihm persönlich nahe legen, wie die Lehren seiner Lehrer weit entfernt eine Gefahr für die Erhaltung des Judentums zu sein, vielmehr seiner Erstarbung und Festigung in den Geistern und Gemüthern in hohem Grade Vorschub leisten. Er hoffte dadurch die Erregung des Gaon zu beschwichtigen und so den gestörten Frieden wieder herzustellen.

Gewiß war er sich der folgenschweren Verantwortung bewußt, die ein solcher Schritt bedeutete. Sich mit einem Manne wie es der Gaon war, in eine Disputation einzulassen, das hieß die ganze Zukunft des Chassidismus aufs Spiel setzen. Er wußte, daß er den Kampf mit einem phänomenalen Riesengeist aufnahm, der alle zeitgenössischen Größen überragte, daß er einen Mann von unerschütterlichen Prinzipien zum Gegner hatte, der sich nicht durch Geistreichthum,

nicht durch bloße Theorien beeinflussen ließ, der sich lediglich dem Gesetz der Thora beugte. Nicht aus dem Sohar, nicht aus den anderen Kabbalistischen Schriften, sondern aus dem Talmud und den Poskim (Decisoren) mußte er ausschließlich die Waffen für diesen Kampf nehmen. Deshalb wagte er den verantwortungsvollen Gang nicht allein; Rabbi Senior Salman mußte ihn begleiten. Dieser war damals dreißig Jahre alt und hatte um diese Zeit den Talmud zum sechzehntenmale wiederholt.

Im Vertrauen auf die gute Sache, der sie mit Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit dienen wollten, machten sich die beiden Friedensboten auf den Weg nach Wilna. Aber sie hatten die Rechnung ohne den Gaon gemacht. Die angesehensten Würdenträger der Gemeinde standen mit ihren Sympathien auf Seiten der beiden Sendboten und boten alles auf, um eine Aussprache mit dem Gaon zu veranlassen. Aber dieser lehnte jeden Verkehr mit den Chassidim ab. Für ihn waren sie Abtrünnige, Sabbatianer, die man nach dem Wortlaut des Gesetzes nicht einmal des Blickes würdigen, mit denen man noch viel weniger in eine Diskussion treten darf. Er verschloß ihnen zweimal die Türe, so daß sie ihn nicht einmal zu sehen und noch weniger zu sprechen bekamen. Als dann die Angesehensten der Wilnaer Gemeinde in den Gaon drangen, um des Friedens willen die beiden Männer wenigstens zu empfangen, verließ er Wilna und kehrte erst wieder zurück, nachdem die Frie-

densboten von Wilna bereits abgereist waren.

Trotz seiner sonstigen bescheidenen Selbstverleugnung konnte Rabbi Menachem Mendel seinen Mißmut über die Handlungsweise des Gaon nicht unterdrücken. Er soll seinen Unwillen über den Gaon in einer Weise geäußert haben, die man ihm in Wilna derart verübelte, daß man sich zu Tätlichkeiten hätte hinreißen lassen, wenn Rabbi Mendel nicht schleunigst Wilna verlassen hätte. In Rabbi Senior Salmann wurde dagegen seine innerste Ueberzeugung von der sittlichen Größe des Gaon auch durch diese verletzende Behandlung in keiner Weise erschüttert. Er war selbstlos genug, sich in die Lage des Gaon zu versetzen und zu begreifen, wie ihm die vermeintliche Wahrheit höher stand als der anzubahnende Friede. Niemals hat er ein hartes, verurteilendes Wort gegen den Gaon gebraucht. Im Gegenteil, trotz aller bisherigen und noch später erfolgten feindlichen Angriffe des Gaon, spricht er mit einer geradezu rührenden Hochachtung von ihm und bittet und beschwört seine Umgebung, es ebenso zu tun.

Von Wilna gingen die beiden Friedensboten nach Sklow, um dort, wo sich nächst Wilna die Gegnerschaft gegen den Chassidismus am nachdrücklichsten geltend machte, ihre Sache zu verteidigen. Aber auch hier erfuhren sie dieselbe Abweisung und kehrten unverrichteter Dinge zurück.

Verstimmt durch die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, brachte nun R. Mendel seinen

Wunsch, das heilige Land aufzusuchen, zur Ausführung. Begleitet von zwei hervorragenden Genossen, trat er kurz darauf die Reise an. Mehr als dreihundert Personen — darunter auch R. Senior Salman — gaben ihm das Geleite bis Mohilew am Dniester. Auch Rabbi Senior Salman hing das Herz am heiligen Lande und er wäre gewiß ebenfalls dorthin ausgewandert. Aber von allen Seiten drängte man in ihn, von diesem Vorhaben abzustehen und seine Kraft dem führerlosen heimischen Kreise zu erhalten. Er hat in der That Rußland auch niemals verlassen. Die Angabe, daß er bis Stambul sich den Auswanderern angeschlossen habe und erst von dort wieder zurückgekehrt sei, entspricht nicht der Wirklichkeit.

Die Vertretung des Chassidismus im heiligen Lande lag ausschließlich in der Hand von Rabbi Menachem Mendel und seiner Reisegenossen. Diese wurden durch regelmäßige Geldsendungen reichlich unterstützt. Die Aufbringung und Uebermittlung der hierfür erforderlichen bedeutenden Summen erfolgte durch Rabbi Senior Salman; ein Punkt, der für die Folge noch eine bedeutsame Rolle zu spielen bestimmt war.

Auf das Drängen seiner Freunde in Mohilew ließ sich Rabbi Senior Salman dort mit seiner Familie nieder und blieb daselbst andert- halb Jahre. Er wäre dort wohl dauernd verblieben, wenn nicht seine Freunde und Schüler, die er in Weiß-Rußland zurückgelassen hatte, unablässig in ihn gedrängt hätten, zu ihnen

zurückzukehren und von dort aus die Organisation des Chassidismus zu leiten. Auch die Gefährtin seines Lebens zog es in die Heimat, und das war für ihn bestimmend. Er kehrte dahin zurück, und ließ sich in seinem Geburtsort Kosna nieder, wo ihn die Gemeinde mit dem Rabbinat betraute. Dort wurde ihm auch die Führung der Chassidim offiziell übertragen, in deren Dienst er tatsächlich schon einige Jahre vorher seine volle Kraft gestellt hatte.

Er war wie selten jemand sonst, durch seine ganze Veranlagung und Geistesrichtung, zu einem solchen Führer geradezu wie geschaffen. Er verbreitete den Chassidismus nicht nur im Volke, sondern er verstand es vor allem, die geistigen Leiter der Gemeinden, die Fürsten der Thora, dafür zu gewinnen. Seine Persönlichkeit an und für sich war die mächtigste Propaganda für die von ihm vertretene Sache. Sein geläuteter Charakter, seine persönliche Gewissenhaftigkeit, sein beispielloser Eifer, mit dem er immer und überall auf das Studium der Thora, des Talmud, der Poskim und die Erfüllung aller religionsgesetzlichen Bestimmungen drängte, mußte von ganz allein alle Gegnerschaft entwaffnen, die den Chassidismus zu verdächtigen suchte, als sei für ihn die Hingebung an die Thora eine Forderung von nur untergeordneter Bedeutung. Talmud Thora war und blieb die erste Anforderung. Die Pflege des Geistes in seinen verschiedenen scharf gesonderten Nuancierungen galt derart als die unerläßliche Vorbedingung für die

Leitung und Unterordnung aller Regungen des Herzens unter den Dienst Gottes, daß die von Rabbi Senior Salmann organisierte Richtung des Chassidismus sich danach benannte und den Namen Chabad (Chochmo, Weisheit, Bina, Vernunft, Daas, Erkenntnis) führte.

Der Name des „Kaw“ verbreitete sich in kurzer Zeit durch ganz Lithauen, Polen und Weiß-Rußland. Keiner von den zahlreichen Schülern des Maggid von Meseritsch hat einen solchen Einfluß auf die Massen geübt als der „Kaw“. Seine ganze Persönlichkeit, wie sie die scheinbar unverföhllichsten Gegensätze harmonisch vereinigte, zog die Anhänger der gegensätzlichsten Richtungen zu sich empor. Die treuen Anhänger des von den Vätern Ueberlieferten blickten verehrungsvoll zu der unentwegten festen Treue empor, die auch nicht um Haresbreite von einem überkommenen Brauch abgewichen wäre, wie sie sich hier verkörpert fand. Die Freunde freier Forschung feierten in ihm den tiefen Denker, der dem Denken neue Bahnen gezogen, und Thora und allgemeines Wissen einheitlich umfaßte. Die furchtlos vorwärts Drängenden und die friedfertig Bedächtigen, die bescheiden Zurückstehenden und die kühnen Geistes sich Emporschwingenden, alle fanden in ihm ihren Mann, das Ideal ihres Lebens, dessen Führung sie sich freiwillig fügten.

Wenige Jahre, nachdem er die Führung der Chassidim übernommen hatte, belief sich ihre Zahl auf achtzig und nach einer anderen Angabe auf

hunderttausend Chabadisten. Heute schätzt man die Zahl der Chassidim im allgemeinen auf eine halbe Million; eine Schätzung, die eher zu niedrig als zu hoch erscheint, selbst wenn sie sich lediglich auf Rußland und Polen beschränkt.

VI.

Die ungewöhnliche Ausbreitung des Chassidismus hatte eine starke Gegenaktion seiner Bekämpfer zur Folge. Politische Wirren jedoch, die Unterwerfung Polens und seine Vereinigung mit Rußland, sowie eine Anzahl anderer Umstände ließen den Zwiespalt nicht so grell zu Tage treten. Um so nachhaltiger glimmte er aber unter der Asche fort, um wenige Jahre später in hellen Flammen aufzulodern.

Diese scheinbare Ruhe begünstigte die Verbreitung eines Gerüchts, der Wilnaer Gaon R. Elia habe seine Gegnerschaft gegen die Chassidim aufgegeben. Als er davon Kunde bekam, erneuerte er seinen Bann und schickte Sendboten aus, welche den Gemeinden mitteilten, daß er nach wie vor den Kampf gegen den Chassidismus als heilige Pflicht erkläre. Die Schriften der Chassidim wurden in Wilna, sowie in Prag und anderen großen Gemeinden öffentlich verbrannt. Eine aus Selve datierte und von dreizehn angesehenen Rabbinen unterzeichnete Achterklärung verbot das Brot und den Wein der Chassidim und die Verschwägerung mit ihnen. Es wurde ferner aufs schärfste untersagt, eine Stadt zum Zweck des Thorastudiums aufzusuchen, in welcher

sich eine chassidische Partei befindet. Besonders scharf wurde der Besuch der Stadt Hamdur verboten, in welcher ein berühmter Schüler des Maggid von Meseritsch, Rabbi Chajim Cheikel, die Sache des Chassidismus vertrat. An der Hand dieses Verbots läßt sich der völlige Umschwung ermessen, welcher sich im Laufe der Zeit bei den Gegnern des Chassidismus vollzogen hat. Ein von diesem R. Chajim Cheikel vor wenigen Jahren erschienenenes posthumes Werk*) ist von einer Anzahl Rabbinen approbiert, die zum großen Teil Gegner des Chassidismus sind, unter anderen auch von dem greisen, jüngst verstorbenen Rabbiner von Lodz, Elia Chajim Meisel. Aber damals war man von solcher Gesinnung noch weit entfernt. Es kam von beiden Seiten zu schweren Ausschreitungen. Eltern, deren Kinder zum Chassidismus übergingen, drohten ihnen mit Enterbung, die auch oft ausgeführt wurde. Wo diese Drohung nichts fruchtete, betrachteten die Eltern solche Kinder wie Abtrünnige und hielten um sie die siebentägige Trauer, wie um Verstorbene.

Noch ein Jahr vor seinem Tode nahm der Gaon Rabbi Elia von Wilna den Kampf von neuem auf, in Folge von gehässigen Zeugenaussagen, welche alles Mögliche und Unmögliche bezeugten. Eine Aufforderung, die Gesinnungsgenossen an Rabbi Senior Salman richteten, zu einer Aussprache mit dem Gaon nach Wilna zu

*) Es führt den Titel: **תורת חיים**.

kommen, lehnte jener ab. Er verwies auf die Erfolglosigkeit seines früheren Versuchs, sich dem Gaon zu nähern, setzte die Gründe auseinander, die auch jetzt zu demselben Resultat führen müßten und machte folgenden Gegenvorschlag: Der Gaon möge alles was er gegen die Chassidim habe, in einer Denkschrift niederlegen. Rabbi Senior Salman wolle sich gegen diese Angriffe ebenfalls schriftlich zu rechtfertigen versuchen. Beide Aeußerungen sollten einem Kollegium von angesehenen Rabbinern unterbreitet werden und dieser Entscheidung sollten sich beide Teile fügen. Bei der großen Autorität, die der Gaon besonders in Rußland und Polen genoß und die befürchten ließ, daß einheimische Richter dadurch beeinflusst werden könnten, stellte er nur die Bedingung, daß sich das Kollegium aus ausländischen Rabbinern zusammensetzen sollte.

Dieses Anerbieten wurde nicht angenommen, und der Kampf tobte weiter. Am Sukkosfest des Jahres 1798 starb der Gaon, gefeiert und betrauert von der ganzen Gesamtheit der jüdischen Zerstreuten. Nachdem der Mund dieses bedeutendsten Bekämpfers des Chassidismus für immer verstummt war, hätte man für die Folge eine friedlichere Entwicklung der Dinge erwarten sollen. Aber das Gegenteil trat ein. Umsonst hatte Rabbi Senior Salman noch bei Lebzeiten des Gaon seine sittliche Größe, seine geistige Ueberlegenheit und seine wenn auch irreführte reine Absicht in vielen Sendschreiben an seine Anhänger betont, umsonst hatte er diese Bestre-

bungen auch nach dem Tode des Gaon fortgesetzt und ihn als einen Mann bezeichnet, der seinesgleichen nicht zurückgelassen habe, dessen Andenken niemand durch ein kränkendes Wort verunglimpfen dürfe. Zu dieser Höhe der Selbstverleugnung konnten sich seine Anhänger nicht erheben und wenigstens ein Teil derselben leistete dem Führer in diesem Punkte nicht Folge. Schon bei dem Begräbnis sollen während der Trauerreden einzelne mit Namen genannte Wilnaer Chassidim ihrer Freude über den Tod ihres gefährlichsten Feindes geäußert haben. Ja, sie feierten den Heimgang des Großen durch ein Bankett und riefen dadurch eine Verbitterung hervor, die keine Schranken mehr kannte und überaus verhängnisvolle Folgen hatte. Die Verfolger der Chassidim griffen jetzt zu anderen Mitteln, die bei Lebzeiten des Gaon unmöglich gewesen wären, da er ihrer Anwendung sicher mit der ganzen Autorität seiner Persönlichkeit entgegen getreten wäre. Mit Bann und Achteklärung war den Chassidim nicht beizukommen, das hatte die bisherige Erfahrung zur Genüge bewiesen. Seit der Einverleibung Polens war auch durch russisches Staatsgesetz die Verhängung jedes Kirchenbannes untersagt. Die Gemeinde Wilna setzte eine aus fünf Mitgliedern bestehende Kommission ein, die mit unbeschränkter Vollmacht ausgestattet wurde, den Kampf gegen die Chassidim aufzunehmen. Die Gemeindefasse stand für diesen Zweck zur freien Verfügung der Kommission, die aus drei Gemeindevorstehern

und zwei angesehenen Gemeindegliedern zusammengesetzt war.

Dieser Kampf, der bis dahin einen religiösen, intellektuellen Charakter hatte, erhielt dadurch, daß ihn die offizielle Gemeinde, das sogenannte „Kahal“ in die Hand nahm, einen mehr politischen Anstrich, der das ganze soziale Gemeindeleben in Mitleidenschaft zog. Beide Richtungen waren nicht wählerisch in den Mitteln und verschmähten auch die verwerflichsten nicht, wenn sie eine Schwächung der Gegenpartei damit erzielen konnten. Diese Mittel waren: Persönliche Verfolgungen, Gewalttätigkeiten, Schädigung an Gut und Blut und zuletzt Verleumdung und Denunziation bei den staatlichen Behörden.

Die Gegner der Chassidim bildeten die erdrückende Majorität der Gesamtpartei. Sie hatten das Heft der Gemeindeleitung ausschließlich in ihren Händen und verfügten unbeschränkt über die große Macht, mit welcher das „Kahal“ ausgestattet war. Den Chassidim ging dies alles ab, sie waren eine schwache Minorität, deren größter Teil sich aus den ärmeren Volksschichten rekrutierte; sie waren also nichts weniger als kapitalkräftig. Um die ungleiche Verteilung der Macht auf beiden Seiten in ihrer ganzen Größe würdigen zu können, muß man die Befugnisse kennen, mit welchen das „Kahal“ zu jener Zeit ausgestattet war.

Auf Grund ihrer damals noch geltigen Privilegien aus der polnischen Aera her, hatten die

Leiter der jüdischen Gemeinden das Recht, Richter aus ihrer Mitte zu wählen, welche über alle das Niederlassungsrecht regelnde Bestimmungen zu entscheiden hatten. Dieser Leitung unterstanden: die ganze Verwaltung in religiösen Angelegenheiten, die Verwaltung der Chewrot, das Wohltätigkeitswesen, die Veranlagung und Eintreibung der jüdischen Steuern, die ganze Handhabung des Zivilrechtes, ebenso Trauungen und Ehescheidungen. Dies alles lag ausschließlich in den Händen des Rabbiners und des Gemeindevorstandes. Der Rabbiner wachte über die Thora und die ihr gebührende Ehre, sowie über die Rechtspflege, während den Vorstehern alle Gemeindeangelegenheiten zur Erledigung übergeben waren.

Man kann sich nun denken, wie in diesem Kampfe die Gegner der Chassidim alle diese Machtmittel verwerteten und wie die letzteren wiederum alles aufboten, dem „Kahal“ seine Befugnisse zu entziehen. Dies gelang ihnen in der That zunächst in Minsk und dann auch in Wilna. Empört wegen dieses Erfolges scheuten nun die Gegner vor keinem Mittel zurück und griffen zur Verleumdung und zur Denunziation bei den Staatsbehörden. Die erste Anzeige erfolgte im Jahre 1798, bald nach dem Tode des Gaon, und war von einem der angesehensten Gemeindebevollmächtigten von Wilna unterzeichnet.

Der gefährliche Charakter dieser Denunziation bestand darin, daß man den Chassidismus nicht

als religiöse, sondern als eine geheime politische Vereinigung verdächtigte, welche eine Gefahr für die Regierung bedeute. Töblicher konnte in Rußland keine Verdächtigung ihre Opfer treffen, als durch eine solche Unterstellung. Bergegenwärtigt man sich die Zeit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo der von Frankreich ausgehende Geist der Freiheit an allen Thronen und Altären rüttelte, wo die Bestrebungen des Geheimbundes der Illuminaten sich in ganz Europa verbreiteten, wo die geheimen polnischen Verbindungen gerade in Lithauen, das erst jetzt Rußland einverleibt worden war, den Boden unterwühlten, um den Abfall von Rußland zu ermöglichen, so begreift es sich, daß eine solche Anklage nur allzuleicht maßgebenden Orts Glauben fand. Rechnet man dazu noch das ganze russische Regime, die zum Mißtrauen leicht geneigte Persönlichkeit Kaiser Pauls, bei dem auch der leichteste Verdacht genügte, um mit politischen Geheimbündlern kurzen Prozeß zu machen, und daß es Juden waren, die von Juden solcher Umtriebe bezichtigt wurden, so begreift sich der ganze Ernst der Lage, in welcher sich die Verdächtigten befanden.

Um das Maß voll zu machen, hatte kurz zuvor der Gouverneur Bulankow in einem Bericht aus Lithauen an den Kaiser von Geheimverbänden berichtet, die Rußland nicht hold seien und mit den Franzosen fraternisierten — mehr bedurfte es nicht, um die so Verdächtigten geradezu einer Lebensgefahr auszusetzen.

Die Anklageschrift bezeichnete Rabbi Senior Salman als das treibende Element, den eigentlichen Führer dieser staatsgefährlichen Verbindung und nannte noch außerdem vier hervorragende Männer der Chassidim. Infolgedessen erging an den Gouverneur von Weiß-Rußland der Befehl, Rabbi Baruchowiz festzunehmen — so lautet in den amtlichen Schriftstücken die Benennung Rabbi Senior Salmans nach dem Namen seines Vaters Baruch — und ihn in die Peter-Pauls-Feste nach Petersburg zu bringen.

VII.

Rabbi Senior Salman hatte von diesen Antrieben keine Ahnung; hätte sie ihm jemand vorher mitgeteilt, er hätte nicht daran geglaubt. Aber jetzt mußte er daran glauben. Als er einige Tage nach dem Sukkos-Fest des Jahres 1798 eben vom gemeinsamen Morgengebet nach Hause gekommen war und bekleidet mit Tallis und Tefillin dort sein Gebet fortsetzte, trat ein hoher Gouvernementsbeamter aus Witebsk in voller Uniform mit dem Haftbefehl in der Hand ein. Versunken in sein Gebet hatte der Raw nichts von dem Eintretenden bemerkt, aber dieser blieb betroffen von dem Anblick des Beters sprachlos an der Türe stehen. Die Rabbinerin war dem eintretenden Fremden nachgeeilt und fragte ihn, um die Andacht ihres Gatten nicht zu stören, leise nach seinem Begehren. Der Beamte trat in das Vorzimmer zurück und sagte, daß er den Rabbiner in einer dringenden Ange-

legenheit sprechen müsse, daß er aber warten wolle bis das Gebet beendet sei. Da der Fremde die Nacht hindurch gereist war, setzte ihm die Rabbinerin im Vorzimmer einen Imbiß vor, der auch dankend angenommen wurde. Inzwischen hatte sich die Kunde von dem seltenen Gast im ganzen Orte verbreitet. Ein Schwager des Rabbi warf einen Blick in den vor dem Hause wartenden Wagen und sah, daß darin Hand- und Fußfesseln lagen. Jetzt war über den Zweck dieses ungewöhnlichen Besuches kein Zweifel mehr. Durch eine Seitentür trat der Schwager zu dem betenden Rabbi und unterrichtete ihn von dem Vorfall mit der dringenden Mahnung, sofort die Flucht zu ergreifen.

„Das werde ich nicht tun“, entgegnete Rabbi Salman. „Ich weiß, daß ich nichts getan habe, was meine Einkerkierung rechtfertigt. Jeder Fluchtversuch, auch wenn er gelingen sollte, würde voraussetzen, daß ich mir irgend eines Unrechtes bewußt sei. Diesen Gedanken will ich nicht aufkommen lassen. Es kann sich nur um eine Verdächtigung seitens unserer Gegner handeln. Wir wollen einmal sehen, was eigentlich vorliegt. Bleibe du im Zimmer neben an und lasse die Türe ein wenig offen, damit du über alles unterrichtet bist. Sobald ich selber weiß, was man mit mir vor hat, werde ich meinen Entschluß fassen.“

Bei diesen Worten öffnete der Rabbi die Türe des Vorzimmers und ließ den hohen Militär eintreten. Dieser entschuldigte sich, daß er

die Andacht des Rabbiners gestört habe, er bedaure es um so mehr, als es ein sehr unliebsamer Anlaß sei, der ihn zu dieser Störung nötige. Er habe hier einen kaiserlichen Haftbefehl, direkt aus dem Zivilkabinett des Kaisers, der seine sofortige Verhaftung anordne und befiehlt, ihn gefesselt nach St. Petersburg zu bringen.

„Mich gefesselt nach St. Petersburg zu bringen — und was soll ich verbrochen haben, wenn ich fragen darf?“

„Das weiß ich nicht; ich habe nur den gemessenen Befehl auszuführen, der dem Gouverneur von Witebsk zugegangen ist. Jedenfalls dürfte es sich um ein politisches Verbrechen handeln, da man nur solche mit Umgehung der gubernementalen Gerichtsbehörden in St. Petersburg selber aburteilt.“

„Ich ein politischer Verbrecher? Ich habe mich nie mit Politik befaßt, ich war allezeit ein treuer Untertan meines Kaisers und werde es zeitlebens sein, dazu bin ich ja durch meine Religion verpflichtet, deren Gesetze zu erfüllen und sie ändern zu lehren mein einziger Lebensberuf ist.“

„Vielleicht liegt ein Irrtum vor, der sich bei der Untersuchung jedenfalls herausstellen wird. Aber wie dem auch sei; ich habe meine Ordre und die muß ich ausführen und zwar ohne jeden Verzug. Soll ich euch die Fesseln hier anlegen oder zieht ihr vor, daß es erst im Wagen ge-

schlecht, um unliebsames Aussehen zu vermeiden?"

„Das muß ich ganz Ihrem Ermessen überlassen.“

„Wenn ihr mir euer Ehrenwort geben wollt, keinerlei Fluchtversuch zu machen, so will ich euch ungefesselt den schweren Gang antreten lassen.“

„Ich gebe jede erforderliche Gewähr, die Sie für geboten erachten.“

„Gut, dann soll man euch keine Fesseln anlegen; aber spuetet euch. In einer Viertelstunde müssen wir bereits abgereist sein. Ihr dürft, ohne daß ich zugegen bin, mit niemanden ein Wort sprechen, ihr dürft nicht über eure Papiere gehen, um etwa ein Schriftstück beiseite zu schaffen. Ich muß alle vorhandenen Dokumente versiegeln und nach Petersburg schicken.“

„Ich habe viele hunderte von Bogen geschrieben, die aber alle jüdisch-wissenschaftlichen Inhalts sind, sie sind alle in hebräischer Sprache abgefaßt, eine andere kenne ich nicht. Ich darf doch etwas Wäsche und Kleider mitnehmen und sie mir zusammen packen?“

„Laßt das durch einen andern besorgen und bleibt immer in dem Zimmer, in dem ich mich aufhalte; ich darf euch als Untersuchungsgefangenen nicht einen Augenblick unbewacht lassen.“

Darauf rief der Rabbi seinen Schwager aus dem Nebenzimmer und trug ihm auf, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Zugleich gab er

ihm aber auch die Weisung, ohne daß der Beamte es merkte:

„Schickt drei zuverlässige Männer fort, einen nach Wilna, damit wir von den Schritten unserer dortigen Gegner jederzeit unterrichtet sind, einen nach St. Petersburg und einen dritten nach Berditschew zu Rabbi Ischak Halevi, damit er in seinem Gebet meiner gedenke.“

Mehr konnte er nicht sagen, ohne das Mißtrauen des Beamten zu erregen. Aber er wußte, daß bei der großen geistigen Begabung seines Schwagers und der Freunde, die er zurück ließ, das Gesagte vollkommen genügte.

Man kann sich den ergreifenden Abschied von Frau und Kindern denken. Es war ein Abschied auf Nimmerwiedersehen. Wie ernst Rabbi Senior Salman die Lage auffaßte, zeigt die eine Tatsache, daß er seine Sterbekleider mitnahm.

Wenige Minuten später jagte der Wagen in saufendem Galopp davon, zunächst nach Witebsk, von wo ein anderer Beamter den Rabbi nach St. Petersburg überführte. Auch diesem imponierte die ganze Persönlichkeit des Raw in hohem Grade. In ihren Gesprächen suchte der Beamte den Raw über das ihm bevorstehende Schicksal zu beruhigen, obwohl auch er nicht wußte wessen sein Gefangener eigentlich angeklagt war. Als er ihm die Tagereisen aufzählte, die bis zur Erreichung von Petersburg noch zurückzulegen waren, stellte der Raw die Bitte an ihn, am Schabbos die Reise zu unterbrechen, da es

ihm durch seine Religion verboten sei, an diesem Tage zu reisen.

„Das kann ich beim besten Willen nicht,“ bemerkte der Beamte. „Man legt in St. Petersburg großes Gewicht darauf, daß Ihr dort sobald als möglich vor Gericht gestellt werdet. Der Weg und die einzelnen Haltestellen sind mir genau vorgeschrieben; ich könnte es dort nicht verantworten, wenn wir einen Tag später als die genau festgesetzte Zeit eintreffen sollten.“

Als alles Drängen und Bitten nichts half, erklärte der Kaw: „Ich habe nie in meinem Leben den Sabbat entweiht und jetzt, wo ich einen so schweren Gang vorhabe, sollte ich diese schwere Sünde begehen? Das werde ich nie und nimmermehr tun, was es auch für Folgen haben möge.“

„Ihr werdet das nicht tun? Beim Kutscher sitzen zu unserer Begleitung zwei handfeste Kosaken, wenn diese Euch in den Wagen bringen und damit davonfahren was könntet Ihr dagegen machen?“

„Dagegen kann ich nichts machen; aber Gott, zu dessen Ehre ich den Sabbat feiere, wird mir beistehen, daß es nicht so weit kommt. Was ich dagegen tun könnte, das weiß ich nicht, aber das weiß ich sicher, daß ich am Sabbat nicht fahren werde.“

„Das wisset Ihr sicher? Und wie denkt Ihr Euch diese Möglichkeit, wenn ich Euch erkläre, daß ich Gewalt anwenden müßte, falls Ihr Euch der Weiterreise widersetzt? Morgen

ist bereits Freitag, Ihr müßt also Euern Plan schon fertig haben, wie wollt Ihr unsere Weiterreise hindern?"

„Ich weiß es wirklich nicht. Nur das eine weiß ich, daß Gott mir beistehen wird, daß ich nicht das älteste Heiligtum der Menschheit, daß ich den von Gott gebotenen Ruhetag nicht zu entweihen brauche.“

Als am Abend der Wagen die Schenke erreicht hatte, in der sie die Nacht verbringen sollten, nahm der Beamte seine Abendmahlzeit ein, was er stets mit gründlicher Bedächtigkeit zu tun pflegte. Rabbi Senior Salman benutzte die Gelegenheit, um den Kutscher, der gerade die Pferde fütterte, im Stalle zu einer kurzen Unterredung aufzusuchen. Sie endigte mit einer in der Mitte durchrissenen Fünfrubel-Note, die der Rabbi dem Kutscher in die Hand drückte mit den Worten:

„Also, die andere Hälfte Sonntag Morgen, wenn Du alles richtig besorgst.“

„Wird richtig besorgt,“ war die kurze Antwort.

Bald nach Anbruch des Tages wurde die Reise am Freitag fortgesetzt. Vom Sabbath war keine Rede mehr. Als sie nachmittags kurz nach drei Uhr eben ein armseliges Dorf verlassen hatten, prallte der Wagen mit so heftigem Stoß an einen mitten im Wege liegenden schweren Stein, daß alle erschreckt in die Höhe fuhren. Der Kutscher war von seinem Sitze abgesprungen und erklärte den Insassen des Wagens, daß

die Achsen gebrochen seien und man nicht weiter fahren könne, bis der Wagen wieder ausgebessert sei.

Der Beamte wetterte und fluchte, schalt den Kutscher einen liederlichen Trunkenbold und verwünschte ihn in die tiefste Hölle. Aber mit Fluchen und Verwünschungen konnte der Wagen nicht flott gemacht werden. Man mußte in das Dorf zurück. Dort war aber kein Schmied. Der nächste wohnte in einem 18 Werst entfernten Dorfe. Das ging nun alles so ohne jede Ueberstürzung, sodaß erst nach Sabbat-Ausgang der Wagen wieder in Ordnung war und erst am Sonntag die Reise wieder fortgesetzt werden konnte.*)

Vom Sabbat wurde auch jetzt kein Wort gesprochen. Aber von diesem Vorkommnis an behandelte der Führer seinen Gefangenen mit einer scheuen Ehrerbietung, die selbst auf die rohen Kosaken überging. Am folgenden Freitag, dem letzten dieser Reise, brauchte der Rabbi kein Wort mehr für die Heilighaltung des Sabbats zu sprechen. Sein Borgesetzter erklärte ihm aus freien Stücken, daß am Sabbat die Reise unterbrochen werde; er wolle sich nicht zum zweiten Male einer solchen Gefahr aussetzen. So erreichten sie ohne besonderen Zwischenfall St. Peters-

*) Wenn in späteren Jahren der Rabbi in trautem Freundeskreise erzählte, wie die gebrochenen Achsen ihm seinen Sabbat gerettet hatten, pflegte er dazu aus dem lurianischen Sabbatliede אשר בשבחך die Worte צוהין אף עקתין בשילן ושבתין zu zitieren.

burg, wo der Rabbi dem Chef der Gensdarmmerie übergeben wurde. Der ihn Uebergebende sagte dem Gensdarmmerie-Oberst, wie dieser später dem Rabbi mittheilte:

„Hier bringe ich in dem Rabbi einen Mann, der ein wahrer Heiliger und Wundertäter ist. Der Gouvernements-Beamte, der ihn in Bohna festgenommen und ihn dann dem Witbesker Gouvernement übergeben hat, hatte mir bereits Wunderbares von ihm berichtet. Aber ich habe es ihm nicht geglaubt. Jetzt habe ich es jedoch selbst erfahren in einer Weise, die ich für unglaublich gehalten hätte, wenn sie mir ein anderer erzählt hätte. Der Mann ist sicher kein Verbrecher, der gegen den Kaiser sich etwas hat zu Schulden kommen lassen. Ich sage Ihnen das deshalb, erstens um unsere Verzögerung auf dem Wege zu erklären, denn man kann mit einem solchen Manne nicht reisen wie mit gewöhnlichen Menschen; dann aber auch deshalb, damit er im Gefängnis nicht wie ein gemeiner Verbrecher behandelt wird.“

Eine Anzahl höherer Beamten in Zivil führten darauf den Rabbi in einem Wagen nach dem Gefängnis. Dabei wurden ihm die Augen verbunden, damit er selber nicht den Ort seines Aufenthaltes kenne. Als der Wagen eine Zeit lang gefahren war, wurde der Rabbi — immer mit verbundenen Augen — eine Treppe hinabgeführt, die zu einem Wasser führte. Er glaubte, daß jetzt seine letzte Stunde geschlagen habe und daß man ihn ertränken wolle. Ein Boot führte

ihn jedoch in ein Gebäude, in welchem ihm ein unterirdisches Zimmer angewiesen wurde, welches nur künstlich beleuchtet werden konnte, um so dem Eingekerkerten jede Möglichkeit eines Verkehrs mit der Außenwelt abzuschneiden. Es war die auf einer Insel gelegene Peter- und Pauls-Feste, in der er sich, ohne es zu wissen, befand. Jetzt erst nahm man ihm die Binde von den Augen, um ihn seine völlige Verlassenheit empfinden zu lassen, in der er sich wie lebendig begraben vorkam.

Bevor wir sein Schicksal im Gefängnis weiter erzählen, müssen wir einen Augenblick zu dem Kreis seiner Familie und seiner zahlreichen Freunde und Genossen zurückkehren.

VIII.

Die Aufregung und die trostlose Niedererschlagenheit, welche die plötzliche Verhaftung des Raw bei seiner Familie und dem großen Kreis seiner Schüler, Freunde und Anhänger allenthalben hervorgerufen hatte, läßt sich kaum schildern. Das Schmerzlichste war, daß man gar nichts über das Schicksal des unter so ungewöhnlichen Umständen Verhafteten wußte. War er noch am Leben, oder war es seinen Feinden gelungen, ihn meuchlings, ohne Verhör und Verteidigung beiseite zu schaffen? Man wußte nur, daß er völlig unschuldig war; aber so wenig diese Unschuld seine Verhaftung hindern konnte, so wenig konnte sie auch seine gänzliche Beiseiteschaffung hintanhaltend. Man wußte ferner, daß

er wie ein schwerer politischer Verbrecher direkt nach Petersburg gebracht worden war, wo er sich aber dort befand und ob er überhaupt noch dort war, das war ein undurchbringliches Geheimnis. Mit den hohen und höchsten Würdenträgern der Justiz dort in Verbindung zu treten, war für jedermann ausgeschlossen, für die Juden war es aber eine völlige Unmöglichkeit. Sie verstanden nicht einmal die Landessprache. Es wohnten damals in St. Petersburg nur drei jüdische Familien, welchen durch einen kaiserlichen Erlaß vom Jahre 1778 dieses Privilegium gewährt worden war, lediglich zu dem Zweck, um die Regierung bei ihren gesetzlichen Maßnahmen gegebenenfalls über jüdische Angelegenheiten zu informieren. Vorübergehend hielt sich allerdings fortwährend eine Anzahl jüdischer Kaufleute zur Führung ihrer Geschäfte dort auf. Einzelne hatten auch Beziehungen zu hochgestellten Persönlichkeiten, aber mit der politischen Abteilung fehlte jede Fühlung.

Dem Schwager des Raw, Rabbi Israel Kofik, der sich auf dessen Geheiß sofort nach St. Petersburg begab, schloß sich zu gleichem Zweck eine erhebliche Zahl von Gesinnungsgenossen an. Einer der angesehensten Schüler des Raw, Rabbi Ahron Halevi, bereiste alle chassidischen Gemeinden Weißrußlands, um eine Geldsammlung zu veranstalten. Der allmächtige Rubel war in erster Reihe erforderlich, um Zugang zu den Kreisen zu erlangen, in deren Hand das Schicksal des Raw lag. Da aber derartige Samm-

lungen in Rußland verboten waren und eine Anzeige der Gegner zu fürchten war, so erfolgten sie unter der Form einer Unterstützung der Familie des Raw, die durch seine Verhaftung ihres Ernährers beraubt worden war. Arm und Reich wetteiferten mit ihren Beiträgen zur Befreiung ihres Führers, sodaß in ganz kurzer Zeit die beträchtliche Summe von 60 000 Rubel beisammen war, mit der sich nun erprobte Vertrauensmänner nach St. Petersburg wandten. Ein naher Verwandter des kürzlich verstorbenen Wilnaer Gaon, Löb Janowitsch, ein geheimererfriger Anhänger des Chassidim, der aber durch diese Verwandtschaft gegen jeden Verdacht chassidischer Sympatien gedeckt war, ging nach Wilna, um die Pläne der Gegner zu erfahren und so ihre Angriffe möglichenfalls zu parieren.

Damit war für den Augenblick alles getan, was von seiten der Freunde des Raw zu seinen Gunsten geschehen konnte. Aber keine dieser Maßnahmen reichte in das Verließ der unterirdischen Zelle, in welcher der Raw als Gefangener schmachtete. Durch ihre Lage auf einer Insel ist die Peter- und Paul-Feste von aller Welt völlig abgeschlossen. Ein Boot vermittelte den Verkehr, das auch die Mitglieder des Staatsrates und des höchsten politischen Gerichtshofes hin und zurück beförderte. Wer ohne legitimiert zu sein auf der Insel betroffen wurde, war dem Tode verfallen. Diese und andere Einzelheiten hatte der Raw von seinem Gefängnisaufseher erfahren, der einzigen Person, mit der er ver-

lehren konnte. Aber auch dieser war sehr zugeknöpft und erst mit der Zeit gelang es der Menschenkenntnis und Lebensklugheit des Raw, das Vertrauen seines Kerkermeisters zu gewinnen. Auf Fragen, die seine eigene Persönlichkeit, sein Schicksal, seine nächste Zukunft betrafen, erhielt der Raw von dem Gefängniswärter keine oder nur ausweichende Antworten.

Von nächstliegendem Interesse war es für den Raw, zu wissen, ob er hier für alle Zeit lebendig begraben bleibe oder noch einmal das Tageslicht zu sehen das Glück haben werde, indem man ihn wenigstens vor Gericht stelle. Der abgeschiedene, unterirdische Raum machte nicht den Eindruck eines Untersuchungsgefängnisses, er war vielmehr geradezu wie für Leute geschaffen, die man unter der Hand verschwinden lassen wollte, indem jede nur denkbare Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten war. Aber von seinem Wächter hatte er auf eine Frage über den Charakter des Gefängnisses keine Antwort erhalten. Sein Scharfsinn ließ ihn jedoch einen Ausweg finden.

Er leitete mit seinem Aufseher eine Unterhaltung ein, in welcher er von sich gar nichts erwähnte und die sich ausschließlich um den Aufseher selbst, seine Stellung, seine Verhältnisse und dergleichen bewegte. Als letzterer auf die Frage des Raw ihm sein jährliches Einkommen mitteilte, meinte der Raw, er finde das sehr gering, wenn er nicht etwa noch Nebeneinkünfte durch die Gefangenen direkt beziehe.

„Von den Gefangenen habe ich nichts,“ bemerkte darauf der Aufseher. „Denn sie besitzen ja selber nichts, sie müssen ja Geld und alle Wertsachen bei ihrem Eintritt abgeben.“

„Das weiß ich wohl,“ entgegnete der Kaw, „aber ich denke mir doch, daß die Gefangenen, die freigesprochen werden, in ihrer Freiheit ihres humanen Aufsehers in der Citadelle gedenken und sich nachträglich erkenntlich zeigen.“

„Das ist richtig; die große Mehrzahl der Freigesprochenen gedenkt meiner und läßt mir öfter beträchtliche Zuwendungen zukommen.“

Jetzt wußte der Kaw, was er wissen wollte, daß die hier Eingekerkerten vor Gericht gestellt werden und daß sich unter den Gefangenen auch solche befinden, die wieder die Freiheit erlangen. Damit war ihm die nächste und für den Augenblick schwerste Sorge abgenommen. Dankerfüllten Herzens zog er sich in seine Zelle zurück und dankte Gott für diesen Hoffnungsschimmer. Er jubelte seinen Dank mit so innigen, freudigen Segensprüchen zu Gott empor, daß der Gefängniswärter ergriffen von dieser hellen, sonoren Stimme in betroffenem Staunen wie gebannt stehen blieb. Eine solche Stimme hatte er noch nie gehört und ein solch heiter jubelndes Gottvertrauen hatte er noch nie gesehen.

„Dieser Mann,“ sagte er leise für sich, „steht an der Pforte des Todes und singt so ausgelassen lustige Weisen, als ob's zum Tanz ginge. Und er dankt Gott, wo andere an ihm zu ver-

zweifeln pflegen. Das ist ein merkwürdiger Mann."

Als dann der Kaw sich vor seine Zellenwand stellte um das Minchagebet zu verrichten, beobachtete ihn sein Gefängniswärter zwei volle Stunden lang; so lange hatte sein Gebet gewährt. Diese lautlose Stille des Gebets, die Erregung des ganzen Körpers, der Aufschwung der Seele, die jedes Glied durchzuckende Andacht dieses Beters machten auf den Wärter noch einen tieferen Eindruck als der Gesang, der ihn vor wenigen Stunden hingerissen hatte.

"Das ist ein merkwürdiger Mann, das ist ein Heiliger, der kann mit Gott selber sprechen," murmelte der Wärter vor sich hin und verließ leise den Ort, damit sein Gefangener nicht merke, daß er ihn beobachtet habe.

Als am Abend der Wärter pflichtgemäß noch einmal vor der Nachtruhe die Zelle seines Gefangenen aufsuchte und ihm sein Abendbrot vorsetzte, wies der Kaw letzteres dankend zurück, er sei noch genügend mit Wegzehrung versehen und diese würde ihm verderben, wenn er sie nicht zuerst aufbrauchen wolle.

"Aber ich habe ja Eure Reisetasche beim Antritt Eurer Haft pflichtgemäß durchsehen müssen und sah, daß ihr nichts zu essen darin habt als ein Stück hartes Brot und auch das habt Ihr noch nicht angerührt?"

"Ich danke Euch für Eure Fürsorge; aber Ihr braucht Euch deswegen keine Gedanken zu machen. Kennt Ihr nicht das Wort der Bibel,

daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, sondern von allem, was dem Munde Gottes entstammt?"

„Die Bibel kenne ich nur dem Namen nach; ich kann ja nicht lesen, aber wenn Ihr's sagt, glaube ich's schon.“

„Nun seht, in der Bibel steht, daß Moses, von dem Ihr gewiß schon erfahren habt, auf einem Berge das, was Gottes Mund entstammt, von Gott selber gehört hat. Das dauerte 40 Tage und 40 Nächte, und in der ganzen Zeit hat er nichts gegessen und nichts getrunken, nicht einmal Brot und Wasser. Dann schrieb ihm Gott zehn seiner Gesetze auf zwei steinerne Würfel, von welchen jeder viele Pud (1 Pud = 40 Pfund) schwer war, und diese zwei schweren Steine trug Moses von dem umwegsamem Berg in das Thal zu den Juden, immer noch fastend, ohne etwas von Schwäche und Mattigkeit zu spüren.“

„War Moses auch ein Jude?"

„Moses war auch ein Jude.“

„Aber das Christentum ist doch die einzige richtige Religion; warum hat Gott sein Gesetz den Menschen nicht durch einen Christen mitteilen lassen?"

„Damals hat's noch keine Christen gegeben; aber wenn's auch schon welche gegeben hätte, wäre das nicht so leicht gewesen. Ihr seid doch gewiß ein guter Christ; aber Euch hätte Gott dafür nicht brauchen können. Ihr meint, wenn die Frühmesse gelesen ist, müsse gefrühstückt wer-

den, wenn die Abendglocke läutet, sei die Zeit fürs Nachessen. Ihr habt gewiß, so gut wie ich, schon Arbeiter gesehen, welche die bereits zur Arbeit erhobene Hand lässig zurücksinken lassen, wenn sie die Mittagstunde schlagen hören. Denkt Euch nun, ein solcher hinge an Gottes Mund, um zu hören, was ihm entströmt, und es schlage plötzlich zwölf Uhr Mittags. Man kann doch Gott nicht stehen lassen und das Mittagessen auch nicht. — — —“

„Ich verstehe Euch schon, ich werde Euch niemals mehr zum Essen und Trinken nötigen, denn Ihr scheint mir auch so eine Art Gottesmann zu sein, wie es Moses war; deshalb braucht Ihr auch nichts zu essen und zu trinken.“

„Mein lieber Herr, davon bin ich weit entfernt. Moses hat kein Brot und kein Wasser genossen; aber ich trinke Euer Wasser gern und werde mein Brot darin weichen, wenn es härter werden sollte. Auch brauche ich viel Wasser zum Waschen der Hände, was uns Juden von unserer Religion vorgeschrieben ist. Wenn Ihr mich immer recht reichlich mit Wasser versorgen wollt, so ist das die einzige Bitte, die ich an Euch zu richten hätte. Wenn Ihr mir die erfüllen wollt, so will ich, wenn ich durch Gottes Gnade die Freiheit wieder erlangen sollte, mich Euch dafür erkenntlich zeigen.“

Ein solcher Mann war dem Wärter noch nie vorgekommen. Eingekerkert wegen eines politischen Verbrechens, das ihm voraussichtlich das

Leben kosten kann, abgeschnitten von der Welt und lebendig begraben in einem unterirdischen Berließ, hat dieser Mann keinen höheren Wunsch als Wasser zum Trinken und zum Waschen der Hände! Und dafür will er sich noch erkenntlich zeigen! Das war kein Mensch, das war ein Engel, der in Gestalt eines Juden in diese Unterwelt gefahren war. Das war noch weniger ein Verbrecher und wenn ihn alle Welt dafür halten sollte. Schweigend nahm er das Abendbrot vom Tische fort und sagte dann dem Rabbi, er wünsche ihm eine gute Nacht. Wenn er irgend etwas wünsche, das ihm gewährt werden könne, so möge er es nur ohne Rückhalt sagen, er stehe jederzeit zu seinen Diensten. An der Türe wandte sich der Wärter noch einmal um und verbeugte sich vor dem Rabbi, schloß dann die schwere, eiserne Zellentür ab und in wenigen Minuten waren seine Schritte verhallt.

Der Rabbi legte sich noch nicht zur Ruhe nieder. Er löschte sein Licht aus, betete sein Abendgebet, sagte dann noch zwei Stunden lang Tillim (Psalmen) und fing an, den ganzen Talmud von vornan aus dem Gedächtnis zu wiederholen. Erst in der zweiten Stunde nach Mitternacht suchte er sein Lager auf.

IX.

So gingen die ersten vier Tage der Gefangenschaft in gleicher Einförmigkeit dahin. Für den Rabbi war diese Einförmigkeit nicht vorhanden. Er betete und lernte, lernte und

betete mit einer Hingebung und Ausdauer, die seinem Wärter täglich als neues Wunder erschien. Er schnitt sich jeden Tag ein kleines Stück seines harten Brotes ins Wasser und dankte Gott, daß man ihn nicht nötigte, verbotene Speisen zu genießen. In einigen Tagen mußte dieses Brot zu Ende sein. Als ihn der Wärter einmal darauf hinwies, entgegnete der Raw:

„Morgen ist Sabbath, da werde ich mir sogar zwei Stücke von meinem Brotrest abschneiden. Sollte ich nach vier oder fünf Tagen kein Brot mehr haben, so wollen wir am sechsten darüber sprechen; aber ich denke, daß es nicht so weit kommen wird.“

„Kann ich dem Herrn sonst mit etwas dienen?“ fragte der Wärter.

„Es wäre mir eine große Gefälligkeit, wenn ich Papier, Tinte und Feder haben könnte. Federkiel habe ich mir übrigens mitgebracht; ich brauche also nur ein Federmesser, um sie zu schneiden.“

„Aber es hat ja keinen Zweck zu schreiben, da Eure Briefe doch nicht befördert werden dürfen.“

„Ich will keine Briefe schreiben, sondern möchte nur die Früchte meines hiesigen Studiums zu Papier bringen, damit sie nicht der Vergessenheit anheimfallen.“

„Das Schreiben ist hier verboten. Aber ich würde Euch trotzdem gern zu Willen sein, ich habe jedoch gehört, daß heute Mittag der Chef der Gensdarmmerie hierher kommt. Er nimmt die

Personalien der Gefangenen auf und gibt sie dem Gericht weiter. Fragt ihn einmal, er erlaubt's Euch vielleicht. Sollte er es nicht gestatten, so wollen wir, wenn er die Feste erst wieder verlassen hat, sehen, ob es nicht ohne ihn geht."

Am Nachmittag kam in der Tat der Gensdarmarie-Oberst Dundukoff. Bevor er zu dem Gefangenen in die Zelle trat, erkundigte er sich bei dem Wärter über die Persönlichkeit des Gefangenen Baruchowitsch. Der Wärter konnte nicht aufhören von dem Eingekerkerten zu erzählen; einen solchen Gefangenen habe die Peter- und Paulsfeste noch nie in ihren Mauern gehabt. Er berichtete nun alles, was er gesehen und gehört und was seine erregte Phantasie noch hinzugefügt hatte und schloß seinen Bericht mit der Klage daß der Gefangene noch keinen Bissen von der Gefängniskost versucht habe, weil er Jude sei und nur solche Speisen genießen wolle, die nach der Religion der Juden erlaubt sind.

"Wenn der Herr Oberst es nur dazu bringen könnte, daß er etwas genießt, sonst stirbt uns der Mann unter der Hand."

"Der Häftling muß Euch gut bezahlt haben, daß Ihr so für ihn Partei nehmt," entgegnete mit einem mißtrauischen Seitenblick der Oberst.

"Was denkt auch der Herr Oberst? Er hat ja keine Kopeke; er hat mir auch nichts versprochen für den Fall, daß er wieder frei kommt. Ich glaube, er hat zu Hause auch nicht viel; sonst würde er sich nicht so gut auf's Hungern

verstehen. Der Mann hat sicher nichts gegen den Kaiser getan; wenn der Zar lauter solche Untertanen hätte — — —“

„Danach seid Ihr nicht gefragt worden,“ unterbrach der Oberst den Wärter unwirsch. „Und nun öffnet mir die Zelle.“

Sie lag am Ende eines Zickzacks von Gängen und Winkeln, in welche nie ein Sonnenstrahl fiel. Der Wärter war mit einer Laterne dem Inspektor vorangegangen und schloß die Zelle des Raw auf. Dieser war auf und abgegangen und hielt plötzlich inne, als das alte Schloß knarrte und die rostigen Riegel zurückgeschoben wurden.

„Ich finde es sehr auffallend,“ begann der Chef der Gensdarmmerie, „ihn hier angekleidet auf und abgehen zu finden; nach Mitternacht gehören die Gefangenen auf ihre Britsche.“

„Verzeiht, Herr, es ist jetzt nicht nach Mitternacht, sondern es ist früh am Nachmittag 20 Minuten nach zwei.“

„Wie kann er das wissen? Eine Uhr hat er nicht, und wenn er eine gehabt hat, so hat man sie ihm abgenommen und hier sieht's Mittags um zwei genau so aus wie Nachts um zwei? Das scheint sehr verdächtig und läßt darauf schließen, daß er Beziehungen mit der Außenwelt unterhält. Also woher weiß er so genau, wieviel Uhr es jetzt ist?“

„Verzeiht, ich habe keine Uhr und auch keine Beziehung zu der Welt da draußen. Aber wer das Geheimnis des Gottesnamens kennt, der bei

Tag waltet und desjenigen, der über der Nacht schwebt, der kennt die Zeit auf die Sekunde."

Der Oberst sah den Kaw scharf an, und auch der Kaw hatte den Blick auf den Oberst gerichtet. Was der Kaw beim Eintritt des Obersten vermutet hatte, war ihm durch diesen Blick zur Gewißheit geworden. Oberst Dundukoff war ein Jude, ein getaufter natürlich, da er es sonst nicht zu diesem hohen militärischen Rang hätte bringen können. Täuflinge pflegen sich gegen Juden, mit welchen sie ihr Amt zusammenführt, doppelt und dreifach so brutal und rücksichtslos als sonst zu benehmen. Diese rohe Härte glauben sie der Rücksicht gegen ihre vorgesetzte Behörde schuldig zu sein, damit man sie nicht verdächtigt, als hätten sie noch Beziehungen oder Sympathien zu ihrem abgeschworenen Judentum. Ihren Opfern gegenüber soll diese Schroffheit einen Panzer bilden, der jede Annäherung ausschließt und womöglich gar keinen Gedanken an die Gemeinsamkeit ihrer Abstammung aufkommen lassen. Der Kaw ließ sich jedoch durch diese Mittelchen in seiner Ueberzeugung nicht irre machen, aber er behielt sie für's erste für sich.

Der Oberst fragte ihn nun nach Namen, Alter, Geburtsort, bisherigem Aufenthalt und Beschäftigung und schrieb alle Antworten in ein Buch auf. Zuletzt fragte er den Gefangenen, ob er einen besonderen Wunsch habe.

"Ich habe den lebhaften Wunsch, zu erfahren, warum man mich eigentlich eingekerkert hat, da ich mir keiner Schuld bewußt bin."

„Das ist die Redensart aller abgefeynten Verbrecher, sie verlegen sich zunächst einmal aufs Beugnen. Aber er wird schon vor Gericht erfahren, was er verbrochen hat und dann wird das Beugnen nichts mehr helfen.“

„Man wird mich vor Gericht stellen? Warum hat man das nicht schon längst getan, warum begräbt man mich hier lebendig und läßt mich schon fast eine Woche im unklaren über mein Schicksal?“

„Er scheint wirklich zu glauben, der Senat und der geheime Gerichtshof für politische Verbrecher in St. Petersburg hätten sonst garnichts wichtigeres zu tun, als einem Juden aus Weißrußland den Prozeß zu machen. Möglich, daß es ihm damit eilt, den Herren pressiert es eben garnicht, und wenn er gescheit wäre, würde er's auch so machen; er kann noch früh genug am Galgen baumeln. Sonst hat er keinen Wunsch?“

Der Raw antwortete ohne den Blick zu erheben durch zwei Tränen, die ihm diese Roheit ausgepreßt hatte. Er kämpfte mit sich selbst, ob er diesen Menschen um die Erlaubnis zu schreiben bitten solle. Aber der Kampf dauerte nur wenige Sekunden.

„Darf ich um Papier und Tinte bitten, damit ich das Ergebnis meiner Studien hier niederschreiben kann? Das wäre mir eine große Erleichterung meiner Lage.“

Diese Bitte machte auf den Obersten einen ungewöhnlich tiefen Eindruck. Dieser Mann, dem er soeben seine demnächstige Hinrichtung

angekündigt, hat keinen anderen Wunsch, als Papier und Tinte! Das war in der That ein räthelhafter Mann. In unverkennbar milderem Tone fragte der Oberst den Kaw:

„Kann er denn überhaupt schreiben und was möchte er eigentlich schreiben?“

„Bei uns Juden kann jedes Kind schreiben und lesen, wenn auch nicht die Landessprache, so doch die heilige Sprache der Bibel. Diese ist der Gegenstand meines Studiums seit der frühesten Kindheit bis auf den heutigen Tag. Die Gedanken, die ihr Studium hier im Gefängnis bei mir geweckt hat, möchte ich niederschreiben.“

„Ihr kennt die Bibel? Ich kenne sie auch und möchte Euch eine Frage vorlegen, die ich schon einige Popen gefragt habe, ohne eine rechte Antwort zu bekommen. Wenn Ihr mir die Frage richtig beantwortet, werde ich Euch erlauben, Eure Gedanken niederzuschreiben.“

Dem Kaw war nicht entgangen, daß ihn soeben der Oberst zum ersten Male direkt anredete und nicht mehr von ihm per Er als in der dritten Person sprach. Er schloß daraus auf eine mildere Gesinnung und entgegnete:

„Ich bitte den Herrn zu fragen, vielleicht bin ich imstande ihm zu antworten.“

„Als Adam nach dem Genuß der ihm verbotenen Frucht sich versteckt hatte, rief ihm Gott zu: Wo bist du? Wie verträgt sich diese Frage mit der Allwissenheit Gottes? Sagt doch ein Prophetenwort ausdrücklich: Wenn sich jemand

in geheimster Verborgenheit versteckte, würde ich ihn denn nicht sehen?"

Wieder sah der Raw dem Fragesteller scharf in die Augen. Sollte er sich doch getäuscht haben? Die Antwort auf diese Frage kennt jedes jüdische Schulkind aus der Erklärung Raschis zur Stelle. War der Fragesteller wirklich ein Meschummod, ein durch die Taufe dem Judentum abtrünnig Gewordener, dann mußte er die Frage noch von der Schulbank her kennen, dann mußte er wissen, daß er etwas zu Triviales, Alltägliches fragte, um aus der Antwort einen Schluß auf die Gelehrsamkeit des Antwortenden ziehen zu können. War er aber kein geborener Jude — nein, dieser Gedanke war nach dem Blick, dem Mienenspiel, der Haltung und dem ganzen Gebahren des Obersten ganz ausgeschlossen. Der Raw beschloß, sich darüber Gewißheit zu verschaffen.

„Die Frage,“ entgegnete der Raw, „ist eine schwierige; jedoch nur für denjenigen, der die Bibel lediglich aus der Uebersetzung kennt. Wer sie im hebräischen Original zu lesen versteht, der weiß, daß das Wort, in welches sich die Frage: Wo bist du? kleidet, nicht nur die Frage nach dem örtlichen Aufenthalt bedeutet. Sie hat hier überhaupt nicht so sehr den Sinn einer Frage als den eines Ausrufs und bedeutet soviel als: Wo bist du hingelangt! Ich habe dir eine ganze Welt zur Beherrschung und zum Genuße zu Füßen gelegt, einen einzigen Genuß habe ich dir versagt, und gerade ihn zu kosten hat's dich ge-

lüftet, wo bist du mit dieser Genußsucht hingera-
raten, auf welche tiefe Stufe bist du hinabge-
sunken, wo bist du! Es ist die Stimme Gottes,
die in jeder Menschenbrust lebt, die laut und leise
bei begangnem Unrecht lebendig wird und drängt
und pocht und fragt: Wie konntest du so tief
sinken, wo bist du, wie stehst du zu den Anfor-
derungen der Sittlichkeit und Gerechtigkeit! Sie
spricht noch heute zu jedem Menschen, sie dringt
durch Glanz und Flitter, sie hält ihm seine
glänzende Lebensstellung vor, die ihn zu doppel-
tem und dreifachem Dank und Gehorsam gegen
Gott verpflichten sollte und die ihn in Wirklich-
keit gegen jede höhere Regung stumpf macht, bis er
durch die nicht abzuweisende Gottesstimme daran er-
innert wird, sich auf sich selbst zu besinnen. Diese
Stimme spricht Tag und Nacht, sie verfolgt den
ergrauten Sünder täglich, stündlich, sie redet ihm
in die Seele: Du bist jetzt einundsechzig Jahre
alt, was hast du für die Ewigkeit getan, welche
gute Tat hast du aufzuweisen, wo bist du, wo
hältst du, du hast dem Glauben deiner Väter
abgeschworen, hast ihn für eitlen Tand und Schein
wie ein altes Trödlerstück fortgeworfen, denkst
du nicht daran, daß die Stunde kommt, in der
du dich zu verantworten hast, wo bist du, wo
verharrest du, willst du nicht zurück zu Gott, dessen
Stimme in dir — — —"

Weiter konnte der Raw nicht sprechen, denn
sein Zuhörer, der aschfahl geworden war, fing
derart zu zittern an, daß der Raw fürchtete, er
werde von seinem Sitz zu Boden fallen.

In lautlosem Schweigen saßen die Männer etnige Augenblicke einander gegenüber. Dem Oberst schien das Gehörte die Kehle zuzuschnüren. Er riß den engen Halskragen seiner Uniform auf und konnte, ohne den Blick zu dem Kraw zu erheben, nur die Wort hervorbringen:

„Woher wißt Ihr, daß ich einundsechzig Jahre alt bin?“

„Wie sollte ich das wissen, da ich den Herrn Oberst jetzt zum ersten Mal gesehen habe; die Zahl kam mir über die Lippen, weil ich den Herrn tatsächlich so alt vermutete.“

„Ihr habt richtig vermutet; wenn Eure bloßen Vermutungen so zutreffend sind, wie muß es erst das sein, was Ihr sicher wißt. Aber darin seid Ihr im Irrtum, wenn Ihr mir sagt, ich habe den Glauben der Väter von mir geworfen. Das habe ich nicht getan. Die Schuld trifft meinen Vater, er hat schon mit der ganzen Familie die Taufe empfangen. Ich war damals sechs Jahre alt, als wir in der Heiligen-Geist-Kirche zu Moskau getauft wurden. Ich konnte damals schon hebräisch lesen, habe es aber im Laufe der Jahre völlig vergessen. Wieso konntet Ihr aber wissen, daß ich von Geburt Jude bin?“

„Der erste Blick hat mir es gesagt, und das erste Wort hat es mir bestätigt, das ich aus Ihrem Munde hörte. Kein Taufwasser hat die Kraft, die Blut der jüdischen Augen zu verlöschen und die jüdischen Gesichtszüge fortzuwaschen. Wenn Sie als unmündiges Kind getauft wurden, so ist das allerdings eine Wilderung

für die Beurteilung Ihres Verbrechens. Aber daß Sie den Glauben Ihrer Väter von sich geworfen, bleibt trotzdem wahr, ja noch mehr als das, Sie werfen ihn noch heute, täglich, stündlich von sich."

Der Oberst sah den Raw erstaunt an, aber dieser fuhr fort:

"Die christliche Kirche mag Sie als einen der ihrigen anerkennen, aber das Judentum läßt Sie nicht los. Sie hätten die Pflicht gehabt, sofort, als Sie selbständig wurden, wieder zum Judentum zurückzukehren, und wenn dies in Rußland bei Todesstrafe untersagt ist, so hätten Sie Rußland verlassen müssen, um wieder als Jude leben und sterben zu können. Sie täuschen sich selbst, wenn Sie sich bereden, Sie seien kein Jude mehr; Ihr besseres Ich lehnt sich dagegen auf, deshalb haben Sie sich so verjährt und entsetzt, als ich Ihnen sagte, Sie hätten den Glauben ihrer Väter abgeworfen."

"Aber was soll ich heute tun," stöhnte der Oberst mühsam hervor, "ich kann doch heute nicht meinen Rang und meine ganze Stellung abwerfen, meine Familie verlassen, Rußland den Rücken kehren und in der Fremde als Bettler mein Dasein fristen?"

"Das können Sie nicht?" entgegnete der Raw. "Das wollen Sie nicht! Sie brauchten es nur zu wollen, um es auch zu können. Sie sagen doch, daß Sie die Bibel kennen, dann müssen Sie doch wissen, daß sie uns verpflichtet, Gott zu lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele

und mit allem Vermögen. Sehen Sie mich an, wie ich hier vor Ihnen stehe, bin ich ein armer, schutzloser Gefangener, dessen Leben vielleicht nur noch auf wenige Tage bemessen ist. Wenn Sie mit mir tauschen, wenn Sie mir Ihre Epau-letten, Ihre Treffen und Orden geben wollten, mir selbst die Freiheit schenken und statt meiner hier im Kerker einer ungewissen Zukunft entgegen schmachten wollten, ich würde einen solchen Tausch verächtlich zurückweisen. Wenn ich in einer schwachen Stunde zu einem solchen Schacher fähig wäre, die Schmach, die Reue, die Vergewaltigung meines besseren Ich ließen mich nicht einen Augenblick dieses schmählischen Handels froh werden, ich würde meinen Gewissenbissen erliegen.“

„Und Ihr meint allen Ernstes, ich solle Eurem Rat folgen und — — —“

„Nein, Herr Oberst, Sie sollen nicht mir, sondern Ihrem besseren Selbst folgen. Es hat Ihnen dasselbe, was ich Ihnen sagen konnte, gewiß schon oft genug gesagt, übertäuben Sie die Gottesstimme nicht, die zu Ihnen spricht und Sie find gerettet.“

„Ich werde morgen wiederkommen, Rabbi, ich darf jetzt nicht länger bleiben, um kein Aufsehen zu erregen, denn ich habe noch nie so lange in einer Gefangenzelle gewelt; also morgen.“

Dabei reichte er dem Rabbi die Hand und bat ihn um seinen Segen.

„Meinen Segen?“ sprach der Rabbi, „eher

könnten Sie mein Leben als meinen Segen haben. So lange Sie selber verächtlich der Quelle den Rücken kehren, aus der allein mein Segen fließt, habe ich für Sie keinen Segen, und sobald Sie nicht mehr zu den fahnenflüchtigen Abtrünnigen zählen, bedürfen Sie meines Segens nicht, denn Sie werden ihn dann selber aus dem Born schöpfen können, welcher jedem offen steht, der sich ihm zuwendet."

Als der Oberst die Zelle verlassen hatte, traf er den Wärter, der sich seine eigenen Gedanken über den langen Besuch gemacht hatte.

"Geben Sie dem Gefangenen Baruchowitz Papier und Tinte, wenn er es verlangt."

"Und wie steht's mit dem Essen?" fragte der Wärter.

Das hatte der Oberst ganz vergessen; da aber ein so hoher Beamter nichts vergessen darf, so fuhr er den Wärter barsch an:

"Das geht ihn nichts an; das fehlte uns auch noch, daß wir unsere Verbrecher noch zu essen nötigen sollten. Ich komme übrigens morgen wieder, und wenn dann der Gefangene berechnigte Wünsche deshalb hat, so soll er mir's selber sagen."

X.

Pünktlich um dieselbe Stunde fand sich Oberst Dundukof am anderen Tage wieder ein. Er traf den Rabbi schreibend und freute sich, daß er ihm wenigstens diesen Wunsch erfüllen konnte.

"Durch die Aufregung, die unsere gestrige Unterhaltung bei mir zur Folge hatte," begann

der Oberst, „habe ich einige Punkte von Wichtigkeit vergessen. Ich habe mir daher einige Notizen gemacht.“

Dabei zog er einen kleinen Zettel aus der Brusttasche und sagte:

„Man teilt mir mit, daß Ihr hier noch nichts genossen habt. Wißt Ihr, daß wir eigentlich das Recht und sogar die Pflicht haben Euch gewaltsam das Essen in den Mund zu stoßen? Man nimmt an, daß Ihr nichts esset um euren Tod selbst herbeizuführen und so nicht in die Lage kommt Geständnisse abzulegen, die Euch und Eure Mitschuldigen bloßstellen würden; ist das so?“

Der Rabbi entgegnete mit schmerzlicher Erregung: „Ich hatte geglaubt der heutige Besuch des Herrn Oberst gelte der Fortsetzung unserer gestrigen Besprechung und hatte sogar gehofft, daß Sie inzwischen Mittel und Wege gesucht und vielleicht gefunden hätten, um wieder zu Ihrer Religion zurückzukehren, und nun sprechen Sie von Essen und Trinken; das ist für mich eine große Enttäuschung.“

„Wir werden sofort auch darauf zurückkommen, aber wichtiger als meine Zukunft ist Ihre Gegenwart, ist Ihre Erhaltung am Leben. Haben Sie also Vertrauen zu mir und sagen Sie mir, warum nehmen Sie hier keine Speise und keinen Trank an? Sie begehen mit dieser Nahrungsenthaltung ja einen Selbstmord und verscherzen damit Ihre ewige Seligkeit.“

„Ich genieße hier lediglich deshalb nichts, weil ich hier keine Speisen haben kann, die nach

dem jüdischen Religionsgesetz hergerichtet sind. Könnte ich diese haben so würde ich sie gerne genießen."

"Aber das ist ja gänzlich ausgeschlossen; Ihr schreckt also nicht vor einem Selbstmord durch Hungertod und vor dem Verlust Eurer ewigen Seligkeit zurück?"

"Ich erfülle das Gesetz meines Gottes nicht mit Rücksicht auf zeitlichen oder ewigen Lohn, sondern lediglich deshalb weil Gott es geboten hat. Wenn ich meine ewige Seligkeit nur durch Uebertretung des göttlichen Willens erlangen könnte, so würde ich freudigen Herzens darauf verzichten. Daß ich übrigens nicht die Absicht zu verhungern habe, geht ja deutlich daraus hervor, daß ich bis jetzt noch jeden Tag etwas von meinem Brod mit Wasser zu mir genommen habe. In zwei Tagen ist allerdings mein Brod zu Ende."

"Und was denkt Ihr nachher zu tun?"

"Ich lebe der sicheren Hoffnung, daß Gott mir helfen wird, mein Leben zu erhalten; hat er mir doch in Ihrer Persönlichkeit bereits einen Boten geschickt, der, wie ich dankbar anerkenne, bereit ist, mein schweres Schicksal zu erleichtern."

"Ja, das dürft Ihr sicher glauben, aber was kann ich für Euch in der Sache tun? Ich kann doch keinen Juden hierherschicken um Euch Essen zu bringen? Den Juden ist der Zutritt in die Peter- und Paul-Feste überhaupt verboten."

Der Rabbi lächelte ohne zu antworten.

"Ihr lacht?" fragte der Oberst. "Ich finde

Eure Lage überaus ernst und sie hat in der That nichts was daran zu belächeln wäre."

"Ich lache nicht über meine Lage, deren Ernst ich nicht verkenne, aber die Worte des Herrn Oberst nötigen mir ein Lächeln ab. Sie sagen, daß den Juden der Zutritt in die Feste verboten ist und vergessen, daß hier zwei Juden sich jetzt auf der Peter- und Paulsfeste unterhalten."

"Wenigstens anderthalbe" entgegnete ebenfalls lächelnd der Oberst.

"Es liegt ganz in Ihrer Hand, daß hier nicht anderthalb sondern sogar zweiundeinhalb Juden sich befinden. Unsere Weisen lehren, daß ein reuig zu Gott Zurückkehrender auf Gottes Waagschale schwerer wiegt, als ein vollendet Gerechter."

"Darauf werden wir zurückkommen" entgegnete ernst der Oberst "aber nur unter der Bedingung, daß Ihr Speise und Trank zu Euch nehmt." Wie glaubet Ihr, daß das zu ermöglichen ist?"

"Die zwei Punkte können nur in der Reihenfolge erledigt werden, die ich Ihnen vorschlage. Ein Jude wird mir allerdings nicht so ohne weiteres hierher etwas zu essen bringen können. Aber wenn Sie die Güte haben wollen wirklich für meine leiblichen Bedürfnisse zu sorgen, so könnten Sie selbst mir die Speisen übermitteln. Sie besitzen die dazu erforderliche religiöse Gewissenhaftigkeit jedoch erst dann, wenn Sie den festen Vorsatz fassen, mit Ihrem jetzigen Leben zu brechen und in redlicher, treuer Absicht zum

Judentum zurückzukehren. Ich würde dann diesen ernstesten Vorsatz für die That nehmen, wenn seine Verwirklichung auch nicht sofort erfolgen könnte. Sie können auf diese Weise mich vom Verhungern und sich selber von der furchtbaren Verantwortung retten, die auf Ihnen lastet."

"Und was soll ich tun?" fragte beklommen der Oberst.

"Sie müssen zum Judentum zurückkehren. Der Weg zum Judentum führt über das Gottesgesetz. Dieses müssen Sie kennen lernen, Sie müssen sich nach einem jüdischen Lehrer umsehen, sich von ihm über alles, was uns Juden geboten und verboten ist, unterrichten lassen und danach handeln. Sie leben in einer verbotenen Ehe, Sie müssen also" — — —

"Meine Frau ist seit drei Jahren gestorben," unterbrach ihn der Oberst.

"Das wird Ihre Rückkehr wesentlich erleichtern," bemerkte der Rabbi. "Ihre Kinder gehören in dem Falle, wie er bei ihnen liegt, dem Christentum an, sie folgen dem Religionsbekenntnis der Mutter. Sie müssen also, wenn Sie nicht den Mut und die Kraft haben, Ihre Stellung aufzugeben und Rußland zu verlassen, Ihr ganzes Leben den Anforderungen des jüdischen Gesetzes unterstellen. Sie müssen Ihren Haushalt danach einrichten, müssen den siebenten Tag der Woche wie ein Jude feiern, kurz in Ihrem ganzen Tun und Lassen als Jude leben. Das ist eine schwere Aufgabe, wenn man sie im

einundsechzigsten Jahre erst übernimmt und wenn Sie es geheim halten wollen; darüber dürfen Sie sich keiner Täuschung hingeben."

Der Oberst schwieg mit zu Boden gesenktem Blick. Der Rabbi fuhr fort:

"So schwer auch die Aufgabe ist, so groß und noch viel größer ist der Steg, den Sie über sich selbst erringen. Ein einziger in diesem Augenblick gefaßter Entschluß entscheidet über Ihr Schicksal. Das menschliche Leben währt nach dem Psalmwort siebenzig und wenn es hochkommt achtzig Jahre. In den wenigen Jahren, die ihnen noch verbleiben, können Sie das Verfehlte eines einundsechzigjährigen Lebens wieder gut machen." — —

"Hier haben Sie meine Hand," unterbrach ihn der Oberst "ich werde Ihren Rat befolgen, ich werde wieder Jude werden, so schwer es mir auch fallen möge."

"Gott sei Dank!" sprach leuchtenden Auges der Rabbi. "Sie ahnen nicht, was Sie mir durch diesen Ihren heldenhaften Entschluß Großes getan haben. Sehen Sie, ich bin hier eingekerkert, ohne zu wissen, wessen man mich beschuldigt. Es scheint ein schweres Verbrechen zu sein, dessen man mich zeiht. Ich habe mich in den Tagen meiner Gefangenschaft oft gefragt, was Gott mit mir vor hat, daß er ein solches unverdientes Verhängnis mir beschieden hat. Jetzt sehe ich klar. Unsere Weisen sagen: Wer eine Seele in Israel erhält, der hat eine ganze Welt erhalten. Wenn meine Gefangennahme

sonst gar keine Folgen hätte, als daß ich Sie, Herr Oberst, dem Judentum erhalten habe, so wäre damit mein Leid, und das meiner Familie, sowie vieler Tausende von Genossen, reichlich aufgewogen. Wen Gott zum Boten einer solchen Handlung macht, der darf auch fernerhin auf seinen Beistand hoffen, und für diese Hoffnung, die Sie, Herr Oberst, bei mir neu belebt haben, sage ich Ihnen tiefempfundenen Dank."

"Ihr beglückt mich, Rabbi, daß Ihr in mir ein Werkzeug Gottes erblickt, das Euch wieder frischen Mut und neue Hoffnung belebt. Aber ich halte mich doch verpflichtet, Euch zu warnen vor trügerischen Hoffnungen. Ich bin nicht Mitglied des Gerichtshofes, vor dem Ihr Euch zu verantworten haben werdet und weiß auch nicht, weshalb Ihr angeklagt seid. Aber ich war in den jüngsten vierundzwanzig Stunden bemüht, etwas darüber zu erfahren, ohne daß es mir gelungen ist. An der ungewöhnlichen Geheimhaltung Eures Prozesses sehe ich, daß es sich um ein schweres Verbrechen des Hochverrats oder dergleichen handeln muß. Nur das konnte ich erfahren, daß der Kaiser in höchsteigener Person sich für Euren Prozeß interessiert und daß Ihr möglicherweise auf seine eigene Veranlassung hin gefänglich eingezogen worden seid. Wenn der Kaiser durch falsche Denunziationen gegen Euch eingenommen ist, so sind die Richter, ohne es zu wissen und zu wollen, zu eueren Ungunsten beeinflusst. In Euerer Freisprechung läge dann eine Bloßstellung

des Kaisers. Deshalb wollen wir uns keiner falschen Hoffnung hingeben.“

„Das Herz der Könige liegt in Gottes Hand“, erwiderte der Rabbi. „Wenn Sie fest bei Ihrem Vorsatz zum Judentum zurückzukehren bleiben, so stehe ich im Dienste eines göttlichen Pflichtgebots und in diesem Dienste sagen die Weisen, kann niemand ein Leid widerfahren. „Auf deine Hilfe hoffe ich o Gott“ fügte er im hebräischen Texte hinzu.

Der Oberst war hingerissen von dem Gesinnungsadel dieses Mannes, der über dem Seelenheile eines Dritten, Fremden, Abtrünnigen, die eigene Lebensgefahr vergaß, in der er schwebte, der lieber selber verhungern als einen andern seelisch verkommen lassen wollte. Dieser Selbstvergessenheit gegenüber hielt es der Oberst für seine Pflicht, den Rabbi wieder an sich selbst zu erinnern.

„Und wie denkt Ihr nun, daß es mit Eurer Ernährung gehalten werden soll?“

Wenn der Herr Oberst die Güte haben wollen, sich dafür zu bemühen, so wäre es das einfachste sich mit einem der hier wohnenden Juden in Verbindung setzen zu wollen, sich von ihm etwas für mich geben zu lassen und es mir selber zu überbringen. Wenn die Speise durch keines Dritten Hände zu gehen braucht, werde ich sie dankbar annehmen und genießen.“

„Und welche Speisen wünscht Ihr?“

„Wie ich meine Natur kenne, sind für meinen durch die mehrtägige Entbehrung geschwächten

Wagen, einige eingemachte Früchte und etwas Brod das zuträglichste; mehr wünsche ich zunächst nicht."

"Ich kenne hier nun allerdings keinen einzigen Juden und muß sehen wie ich einen ausfindig mache, ohne daß es auffällig erscheint," bemerkte der Oberst.

"Es wohnen in St. Petersburg nur drei Familien ständig, während eine größere Zahl sich wegen ihrer Geschäfte längere Zeit vorübergehend hier aufhielt. Unter diesen drei ist einer Namens Mordechai Viesler, der in hiesigen höheren Kreisen viele geschäftliche Verbindungen hat, und mit dem auch ich gut befreundet bin; dieser würde sich glücklich schätzen, für meinen Unterhalt während meiner Gefangenschaft sorgen zu können."

"Ich erinnere mich diesen Namen schon gehört zu haben und zwar in sehr empfehlenswerter Weise, er wurde mir als ein zuverlässiger Ehrenmann geschildert. Ich will zusehen wie ich noch heute mit ihm in Verbindung treten kann, damit ich auf morgen das Gewünschte bringe. Aber daß die Speisen für Euch sind, darf er niemals erfahren, das könnte mir meine Stelle und unter Umständen auch den Kopf kosten."

"Für die Ehrenhaftigkeit und Verschwiegenheit von Rabbi Mordechai Viesler stehe ich mit meinem Kopfe ein. Es wäre mir eine unsägliche Erleichterung, wenn er durch Sie erfährt, daß ich hier und noch am Leben bin, oder wenn dies auf irgend eine andere Weise meiner Familie

mitgeteilt werden könnte. Denken Sie sich in meine Lage. Meine Frau und Kinder wissen nicht wo ich bin, ob ich noch lebe oder bereits tot bin. Wenn sie nur das eine wüßten, daß ich noch lebe! Ich habe meinen Schwager kurz vor meiner Fortführung beauftragt, sofort nach St. Petersburg zu reisen; er ist ohne Zweifel hier, wäre es nicht möglich, ihn darüber zu unterrichten, daß ich noch unter den Lebenden weile und daß auch im Kerker Gottes Gnade mich nicht verlassen hat?"

„Wo denkt Ihr hin?“ entgegnete der Oberst. „Die Erfüllung dieses Wunsches ist völlig unmöglich, wenigstens fürs erste. Das muß Euere bewährte tiefe Weisheit doch einsehen. Was Eure Familie weiß, wissen wenige Tage nachher Hunderte und Tausende, das erfahren auch Eure Feinde, deren Ihr jedenfalls haben müßt, sonst wäret Ihr nicht hier. Diese werden schon dafür sorgen, daß man es auch höheren Orts erfährt, wo man geflissentlich so großes Gewicht auf die Geheimhaltung des Verfahrens gegen Euch legt. Man wird feststellen, daß ihr mit Niemandem als eurem Gefängniswärter und mir verkehrt habt, die Folgen davon brauche ich Euch nicht zu schildern.“

Der Rabbi schwieg einige Augenblicke, dann bemerkte er:

„Sie haben von Ihrem Standpunkte aus vollkommen Recht, das sehe ich ein und stehe von meinem Verlangen ab. Aber ich vertraue Ihrer Menschenfreundlichkeit, daß Sie mir diesen Wunsch

gewähren, sobald er sich ohne Gefahr für Sie erfüllen läßt."

"Das dürft Ihr fest überzeugt sein; aber jetzt muß ich gehen. Ich muß heute und morgen noch einige andere Gefangene in ihren Zellen auffuchen, bei welchen ich gar nichts zu tun habe und sogar längere Zeit bei ihnen verweilen, damit dem Wärter mein langer Aufenthalt bei Euch nicht auffällt. Ich habe noch manches, was zum Teil Euch und zum Teil mich selbst betrifft, mit Euch zu besprechen, aber ich muß es für meinen morgigen Besuch zurückstellen."

"Ich danke Ihnen", bemerkte der Rabbi, "heute gebe ich Ihnen gern den Segen, den ich Ihnen gestern noch versagen mußte."

Der Rabbi legte segnend die Hände auf das Haupt des Obersten, dann verabschiedeten sich die Männer mit Tränen in den Augen und mit stummem, innigem Händedruck.

XI.

Am folgenden Tage fand sich Oberst Dundukoff schon in früher Morgenstunde in der Peter- und Paul-Feste ein. Er besuchte mit Rücksicht auf den Gefängniswärter zuerst einige andere Gefangenen und eine Stunde später die Gefängniszelle des Raw. Aus einer Tasche seines großen Soldatenmantels reichte er dem Raw eine versiegelte Blechbüchse und ein frisches Weizenbrod.

"Das ist von Herrn Viesler, der sich bereit erklärt hat, für die ganze Dauer Eurer Gefan-

genschaft Euch mit Nahrung zu versorgen. Er wollte gar zu gerne den Namen des Gefangenen wissen, ein Wunsch, den ich ihm nicht erfüllen konnte. Nun aber genießt etwas, bevor wir weiterprechen, ihr habt ein Recht, hungrig zu sein; ich habe Euch dann mehrere wichtige Mitteilungen zu machen."

"Herzlichen Dank für Ihre große Güte, die Ihnen Gott lohnen möge. Aber ich bitte recht dringend, sofort mit Ihren Mitteilungen zu beginnen, da Ihre Zeit gewiß beschränkt ist; ich werde viel ruhiger essen, wenn ich es bis nach Ihrem Besuche verschiebe."

"Seid nur vorsichtig, daß der Gefängniswärter nichts von der Kontrebande merkt, die wir hier eingeschmuggelt haben. Die Büchse gebt Ihr mir nach dem Gebrauch wieder zurück, damit sie uns nicht verrät. Lasset Euch auch etwas Brot und Tee von dem Wärter geben, d. h. ich will es ihm selbst auftragen, damit Ihr durch euer Nichtessen keinerlei Verdacht erregt, und nun zur Sache."

Der Oberst war dem Gefangenen etwas näher gerückt und sprach mit ganz leiser Stimme:

"Ich habe in Erfahrung gebracht, daß Ihr heute Nachmittag vor Gericht gestellt werdet. Man beschuldigt euch politischer Umtriebe, die sich gegen die Regierung richten. Ihr sollt das Haupt einer Verbindung sein, welche man die Karliner nennt*). Diese Verbindung soll sich

*) Mit diesem Namen bezeichnete man damals die Anhänger des Chassidismus, weil er in der Stadt Karlin seine eifrigsten und zahlreichsten Vertreter hatte.

von den anderen Juden durch die Art und Weise ihres Gebets und durch viele andere Einzelheiten losgesagt haben und ihre Eigenart auf einen Mann zurückführen, der ein großer Reformator und Umstürzler war, der Name ist mir entfallen."

"Hieß er vielleicht Rabbi Israel Baal Schem?" fragte der Kaw.

"Ganz recht, Baal Schem, so lautete er", entgegnete der Oberst. "Auch die Schriften dieses Mannes und Eure eigenen Schriften liegen dem Gerichtshofe vor. Es sollen darin viele Stellen sein, die Eure staatsgefährlichen Gesinnungen beweisen. Das alles interessiert die Regierung allerdings nur aus folgendem Grunde. Die Juden galten bisher allgemein als so loyale, gutgesinnte Untertanen des Czaren, daß man es gar nicht für möglich hielt, bei Euch auf antimonarchische, vaterlandsfeindliche Verbindungen zu stoßen. Deshalb haben Eure Gegner zunächst sehr eingehend den Nachweis zu bringen versucht, daß Ihr eigentlich gar kein richtiger Jude mehr seid, daß Ihr Euch vielmehr auch in religiöser Hinsicht von der großen Mehrheit der Juden losgesagt habt und daß Euch somit Euer Judentum nicht abzuhalten braucht, gegen die Regierung Euch zu verbinden. Besonders hat man nachgewiesen, daß Ihr mit den Türken geheime Verbindungen unterhaltet und daß jährlich große Summen von Euch nach der Türkei gehen. Das ist so in allgemeinen Umrissen das, was ich gehört habe. Man wird Euch

alles einzeln vorhalten und Ihr werdet Euch deshalb zu verteidigen haben."

Der Raw schwieg einige Augenblicke, dann fragte er den Obersten:

"Glauben Sie an all diese Ungeheuerlichkeiten und halten Sie mich ihrer fähig?"

"Wie ich Euch in diesen wenigen Tagen kennen und schätzen gelernt habe, halte ich das für ein Lügengewebe gehässiger Feinde. Aber mein Glaube kommt hierbei nicht in Betracht, es kommt eben alles auf die Richter an und die kennen Euch nicht und werden auch voraussichtlich keine Gelegenheit haben, Euch so kennen zu lernen, wie ich das Glück hatte. Vielleicht kann ich im Laufe der Untersuchung mit dem einen oder andern Richter sprechen, um ihn günstig für Euch, d. h. für die Wahrheit zu stimmen; jedenfalls wird's nicht an meinem guten Willen fehlen, das dürft Ihr überzeugt sein."

"Das bin ich," entgegnete der Raw. "Vielleicht gestattet mir der Herr Oberst, wenn erst die Zeit gekommen ist, sich bei einzelnen Richtern für mich zu verwenden, Ihnen einige Winke zu geben, die eine solche Verwendung eindrucksvoller machen dürften."

"Ich werde Ihre weisen Ratschläge jederzeit dankbar entgegennehmen, aber heute habe ich Euch noch eine wichtige Sache mitzuteilen, die keinen Aufschub duldet. Wenn Ihr heute vor den Richtern erscheint, werdet Ihr in einen großen Saal geführt, in dem zwölf Richter, die Mitglieder des 'Geheimen Rats', in einem Halbkreis

versammelt sitzen. Ihr werdet zur Anklagebank geführt, die neben der Eingangstüre des Saales steht. Man wird Euch auffordern, bis an die Schranke hinzutreten, die nicht weit von dem Tische entfernt ist, an dem die Richter sitzen. Der Saal ist mit großen Steinplatten belegt. Einige dieser Steinplatten, über die der Angeklagte schreiten muß, sind nun so in den Boden eingefügt, daß sie sofort einbrechen, wenn man den Fuß auf sie setzt. Jeder Angeklagte, der sich den Richtern nähert, fällt auf diese Weise etwa eine Elle tief in den Boden. Der jähe Schreck, den ein solcher Fall immer zur Folge hat, bringt den Angeklagten gewöhnlich ganz aus der Fassung, und das ist es, was man mit dieser Hinterlist beabsichtigt. Unter dem Eindruck dieses Schrecks stellt der Untersuchungsrichter seine Fragen, und es ist in der That schon oft erreicht worden, daß Angeklagte dadurch Geständnisse ablegten, die sonst nicht von ihnen zu erlangen gewesen wären. Nachdem Ihr darüber nun unterrichtet seid, seid Ihr gegen diesen Trick hinlänglich gewappnet, sodaß er Euch nichts anhaben wird. Das ist für heute genug."

"Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Oberst, für diese Mitteilung," bemerkte der Raw. "Geständnisse könnte ein solcher Schreck mir zwar keine entlocken, da ich tatsächlich keine zu machen habe. Aber nach der Ueberlieferung unserer Weisen ist ein solcher Fall in eine Tiefe von zehn Handbreiten genügend, um einen Menschen zu töten. Sollte die Falle nicht ganz so tief

sein, so reicht sie doch aus, um eine Gehirnerschütterung oder eine sonstige Körperverletzung zur Folge zu haben.“

„Bestes ist in der That schon wiederholt vorgekommen,“ bestätigte der Oberst. „Aber ich darf nicht länger verweilen. Morgen komme ich wieder und lasse mir von Euch berichten, welchen Eindruck die Richter auf Euch gemacht haben. Vielleicht kann ich bis dahin auch erfahren, welchen Eindruck Ihr bei den Richtern hinterlassen habt. Gott, dem Ihr ein so treuer Diener seid, möge Euch mit seiner Gnade schützend zur Seite stehen, wie er Daniel in der Löwengrube geschützt hat und vielleicht noch etwas mehr. Denn es gibt Richter, die ich für gefährlicher halte als eine ganze Schar von Löwen. Von den Löwen sagt man, daß sie keinen Menschen anfallen, wenn sie satt sind. Aber wir haben leider eine große Zahl von Richtern, die niemals satt werden. Man darf das ruhig vor aller Welt behaupten, seitdem Kaiserin Katharina ihren Ukas gegen die Bestechlichkeit der Richter hinausgegeben hat. Ich glaube, daß das auch einer der Gründe ist, warum der Kaiser die strenge Geheimhaltung des Prozesses angeordnet hat. Da niemand weiß, wo Ihr seid, ob und vor welchem Gerichtshof Ihr abgeurteilt werdet, so ist Euren Freunden jede Möglichkeit benommen, die Richter durch Geld zu gewinnen; selbst dann nicht, wenn der Wille und die Mittel dazu vorhanden sein sollten.“

„Ich habe keinerlei Kenntniss von den Schrit-

ten, die meine Freunde nach dieser Seite hin getan haben, aber ich bin sicher, daß sie nicht lässig waren und daß sie jede Summe aufbringen werden, mit der sie meine Befreiung ermöglichen können. Ich möchte jedoch jetzt Ihre teure Zeit nicht länger in Anspruch nehmen, wir werden auf den Gegenstand noch zurückkommen. Empfangen Sie meinen wiederholten Dank für Ihre bisherige Güte und seien Sie überzeugt, daß Gott Ihnen das Gute lohnen wird, das Sie mir erwiesen."

"Er hat es mir schon im voraus gelohnt, indem er mich mit Euch zusammengeführt hat; nun laßt Euch Euer Essen gut schmecken, damit Ihr heute Mittag mit frischer Kraft vor den Richtern erscheinen könnt."

Als der Oberst die Zelle verlassen hatte, nahm der Raw sein Lillim (Psalmen) und hauchte seinen Dank für die wunderbare Fügung seines Geschickes in die Poesieworte des königlichen Sängers. Dann genoß er etwas von den Früchten und dem Brot und sah neu gestärkt den nächsten Stunden entgegen, die ihn endlich vor die Richter stellen sollten. Freudestrahlend brachte ihm dann der Gefängniswärter Thee und Brot, weil es dem Obersten gelungen war, den Gefangenen zur Annahme von Speisen zu bewegen. Die Teilnahme dieses Menschen tat dem Raw doppelt wohl, mehr als die ungewöhnliche leutselige Herablassung des Chefs der Gensdarmmerie. Denn dem letzteren hatte der Raw einen Gegen dienst geleistet, der alles aufwog, was der Oberst

ihm an teilnehmender Fürsorge entgegenbringen konnte. Die Treue und Hingebung des Wärters war jedoch ohne Gegenleistung erfolgt, sie war der Zoll der aufrichtigen Verehrung der Majestät, die aus dem Tun und Lassen dieses Geistesfürsten auch in der Gefangenschaft leuchtete.

Lange konnte der Raw diesen Gedanken jedoch nicht nachhängen, denn bald darauf öffnete sich wiederum seine Zelle. Der Gefängniswärter, von einem Gerichtsdienner begleitet, traten ein und brachten ihm die Aufforderung, ihnen in den Gerichtssaal zu folgen. Dort wurde ihm sein Platz auf der Anklagebank angewiesen, und der Raw hatte nun einige Minuten Zeit und Muße, sich zu orientieren. Der Blick, den er über die Richter schweifen ließ, begegnete dem ihrigen. Nur der Vorsitzende schien in seine Akten vertieft zu sein, die übrigen fixierten die ehrfurchtgebietende Erscheinung des Angeklagten.

„Angeklagter Baruchowicz, tretet näher hierher vor diese Schranke,“ sprach der Vorsitzende mit lauter, bis in die letzte Ecke des Saales schallender Stimme.

Der Raw erhob sich von seinem Sitz. Ein flüchtiger Blick ließ ihn ein ironisches Lächeln gewahren, das um die Lippen der jüngeren Richter spielte. Sie freuten sich schon im voraus auf den Anblick, den diese hohe, imponierende Gestalt in wenigen Sekunden bieten werde, wenn sie jählings in die Versenkung stürzt. Aber sie hatten sich zu früh gefreut. Der Raw, statt geraden Wegs auf die ihm angewiesene Stelle zu

gehen, wandte sich rechts bis zur Wand des Saales, ging dann hart der Wand entlang, machte dann eine Bewegung nach links und begab sich auf den ihm angewiesenen Platz.

Die Richter waren sprachlos vor Erstaunen. Durch ein so einfaches Mittel der ihm gestellten Falle zu entgehen, darauf war noch kein Angeklagter verfallen. Woher hatte der Rabbi diese Wissenschaft? Erfreute er sich besonderer göttlicher Eingebung? Stand er mit höheren Geistern in Verbindung? Diese und eine Reihe ähnlicher Fragen sprachen aus den erstaunten Mienen der Richter. Der Vorsitzende fand zuerst die Sprache wieder.

„Warum seid Ihr, als ich Euch hierher rief, nicht den geraden Weg gegangen?“

„Als ich vorhin von meiner Bank aus die Steinplatten sah, kam es mir vor, als ob die mittleren nicht so fest im Boden liegen als die seitlichen. Ich dachte an die Möglichkeit, daß diese lockeren Platten vielleicht nachgeben könnten, wenn man den Fuß darauf setzt und ging deshalb lieber über die festgefügtten.“

Die Richter sahen sich starr an, hatten aber Selbstbeherrschung genug, kein lautes Wort darüber zu verlieren. Der Vorsitzende bemerkte:

„Ihr seid ein vorsichtiger Mann, und es stünde besser um Euch, wenn Ihr diese Vorsicht auch sonst im Leben beobachtet hättet. Daran habt Ihr es eben fehlen lassen, wie sich aus der Anklage ergibt, die gegen Euch erhoben wird.“

Er las sodann die Personalien vor, die der

Raw in seiner Gefängniszelle dem Chef der Gendarmerie zu Protokoll gegeben hatte und fragte:

„Bekennt Ihr Euch zu der Lehre des Rabbi Israel Baal Schem?“

„Ja.“

„Ihr gehört also der Sekte der „Karliner“ an und seid ihr Führer?“

„Ja; jedoch mit der Einschränkung, daß ich sowohl, wie diejenigen, welche meiner Leitung folgen, keinerlei Sekte bilden. Wir sind Juden wie alle anderen Juden und haben nichts, was uns zu einer besonderen Sekte stempeln könnte. Wir stehen auf dem Boden der Bibel und des Talmud ganz so wie alle anderen Juden.“

„Warum habt Ihr Euch denn von den anderen Juden losgesagt, indem Ihr Euch besondere Gebetshäuser eingerichtet habt?“

„Wir haben den Gebet-Ritus unserer Glaubensgenossen im Orient angenommen, und verwenden auf unser Gebet überhaupt mehr Zeit und Nachdruck. Dadurch kam es wiederholt zu Reibereien und Störungen. Um diese zu vermeiden, haben wir uns um des Friedens willen in besonderen Gebetsstätten vereinigt.“

„Aber Eure Vereinigung verfolgt doch noch andere Zwecke und richtet sich besonders gegen den Czaren und das russische Reich?“

Bis dahin hatte der Raw mit kalter Ruhe geantwortet, aber bei dieser Beschuldigung geriet er in lebhaftere Erregung. Er betonte mit Leidenschaftlichkeit die loyale Gesinnung der Juden ohne Ausnahme, er führte die Stellen aus Bibel

und Talmud an, die dem Juden die treue Hingebung an Fürsten und Vaterland zum religiösen Gesetz erheben und schloß mit der Aufforderung, ihm einen einzigen Juden zu nennen, der dieser Pflicht nicht nachkomme.

„Einen einzigen Juden soll ich Euch nennen?“ gab der Präsident zurück; „ich brauche nicht weit zu suchen, ich nenne Euch selbst. Ihr werdet es nicht bestreiten, daß Ihr eine Geheimwissenschaft habt, Kabbala genannt, das geht aus Euren eigenen Büchern hervor, die Ihr selber verfaßt habt und die uns hier vorliegen. Wer das Licht nicht zu scheuen hat, braucht keine solche Geheimtueri.“

„Wie kann man von einer Geheimwissenschaft und gar von einer Geheimtueri sprechen und gleichzeitig auf die Bücher verweisen, die ich darüber geschrieben habe? Was in gedruckten Büchern der ganzen Welt zugänglich ist, kann doch kein Geheimnis sein! Die Kabbala, mit der ich mich beschäftige, hat das Licht der Welt nicht zu scheuen. Sie hat mit Politik und was damit zusammenhängt, nicht das Geringste zu tun. Sie liegt offen vor aller Welt da, was allerdings nicht ausschließt, daß sie vielen ein Geheimnis bleibt, aber nur deshalb, weil die Gegenstände, die sie behandelt, tiefes Denken zum Erfassen ihrer schwierigen Probleme erfordert.“

Der Raw verbreitete sich nun eingehend über Wesen und Bedeutung der Kabbala und wurde dabei vielfach von Fragen und Bemerkungen einzelner Richter unterbrochen. Aber diese Unter-

brechungen verloren immer mehr den Charakter eines gerichtlichen Verhörs und bekundeten zuletzt lediglich das Bestreben des Gerichtshofes, sich über diesen interessanten Gegenstand eingehend zu unterrichten.

Inzwischen war die Zeit sehr vorgerückt und der Präsident schloß die erste Verhandlung, nachdem er bemerkt hatte, man werde auf den Gegenstand noch eingehender zurückkommen. Der Angeklagte wurde entlassen. Er ging wieder auf demselben Wege auf seinen Platz zurück, von wo ihn ein Gerichtsdiener in seine Zelle führte.

XII.

Kaiser Paul hatte angeordnet, daß ihm über den Prozeß gegen die geheime Verbindung der Juden, von welcher ihm der Gouverneur Vulkanow berichtet hatte und besonders über die Aussagen ihres Führers Baruchowitz genauer Bericht erstattet werde. Dieses persönliche Interesse des Kaisers an dem Prozeß hatte auch dasjenige des Geheimen Rates zur Folge, dessen Richter die Untersuchung führten. Sofort nach der ersten Verhandlung ließ sich der erste Vorsitzende zur Berichterstattung beim Kaiser melden und wurde auch sogleich vorgelassen.

„Sie kommen, mir Bericht zu erstatten über die jüdische Geheimverbindung in Weißrußland, Excellenz, wo hält die Sache?“ fragte der Kaiser mit gespanntem Interesse.

„Das Material, das dem Geheimen Rat vorliegt, ist erdrückend, Majestät“, entgegnete der

Vorsitzende. „Es scheint hier eine Verbindung vorzuliegen, die ihren Zentralpunkt zwar in Weiß-Rußland hat, die aber Hunderttausende Mitglieder zählt, welche sich auf alle Teile des Reiches verteilen.“

„Es scheint?“ fragte der Kaiser überrascht. „Das scheint nicht, sondern das ist so und das wußten wir ja schon seit mehreren Wochen und deshalb haben wir ja den Haupträdelsführer hinter Schloß und Riegel gesetzt. Hat denn der Geheime Rat diesen Revolutionär noch nicht einem Verhör unterzogen?“

„Allerdings, Majestät“, entgegnete der Vorsitzende. „Die Durchsicht und Bearbeitung der Akten war mit verschiedenen Schwierigkeiten verbunden, sodaß der Angeklagte erst heute zum ersten Male verhört werden konnte. Ich komme soeben aus diesem Verhör in der Peter und Paulsfeste, um Ew. Majestät darüber zu berichten.“

„Und das Resultat dieses Verhörs ist, daß eine solche Verbindung nur zu bestehen scheint, wenn ich Eure Exzellenz recht verstanden habe?“

„Eine erste Vernehmung, die noch nicht auf Einzelheiten eingehen und sich nur in allgemeinen Umrissen mit dem Prozeß befassen kann, läßt noch kein sicheres Urteil über den Ausgang zu. In diesem Sinne bitte ich Ew. Majestät, die dem Juristen gebotene Vorsicht aufzufassen, mit der ich mich geäußert habe.“

„Und ist es nicht gelungen, den Angeklagten zu einem Geständnis zu bringen?“ fragte ungeduldig der Kaiser.

„Noch nicht, Majestät, das ist auch bei der ersten Vorführung in der Regel nicht zu erwarten.“

„Nicht?“ fragte ironisch der Kaiser. „Man tut sich ja in den Streifen unserer geheimen Räte so viel auf die Angeklagten-Fälle zugute, deren Wirksamkeit sich doch gerade beim ersten Verhör erproben müßte? Beim zweiten Verhör fällt keiner mehr hinein, wenn es nicht beim ersten gelungen ist.“

„Was diesen Punkt betrifft, so hat gerade hier der Angeklagte eine Eigentümlichkeit befundet, welche das ganze Richter-Kollegium in Staunen gesetzt hat. Ich muß Ew. Majestät gestehen, wir stehen alle unter dem Eindruck, daß der Angeklagte kein gewöhnlicher Mensch ist. Er macht mehr den Eindruck eines Geheimkünstlers als eines Geheimbündlers.“

Der Vorsitzende erzählte nun dem Kaiser den ganzen Vorgang, wie der Angeklagte die Falle vermieden hatte, in die bis jetzt noch alle Vorgeführten gegangen waren. Der Kaiser hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und fragte dann den Berichterstatter, wie sich die Mitglieder des geheimen Rates diesen eigentümlichen Vorgang erklären.

„Ich muß Ew. Majestät gestehen, daß wir vor einem unerklärlichen Rätsel stehen, und daß fast jeder meiner Kollegen sich den Vorgang anders erklärt. Der eine hält den Angeklagten für einen göttlichen Mann, der sich besonderer höherer Eingebung erfreut, der andere vermutet

ihn im Burde mit allen finsternen Geistern, ein dritter führt das Vorkommnis auf die Vertrautheit des Gefangenen mit der Geheimwissenschaft der Kabbala zurück, worin er ein großer Meister zu sein scheint. Aber der Vorgang ist noch zu neu, als daß es möglich wäre, sich sofort eine sichere Ansicht darüber zu bilden."

"Und auf die natürlichste, nächstliegende Erklärung ist keiner verfallen, daß jemand gegen gute Bezahlung dem Juden das Geheimnis verraten hat?"

"Verzeihen Majestät, diese Annahme ist völlig ausgeschlossen. Die Geheimhaltung des ganzen Prozesses, die Ew. Majestät befohlen hat, ist strenge durchgeführt worden. Der Gefangene hat, seitdem er in der Peter und Paulsfeste ist, mit keinem Menschen verkehrt."

"Mit keinem Menschen?" fragte der Kaiser.
"Wer bringt ihm denn sein Essen?"

"Der Gefangenenwärter Kastrebos, der diese Abteilung der Zellen zu besorgen hat, Majestät. Aber für diesen stehe ich mit meinem Kopf. Er hat sogar Klage über den Gefangenen geführt, weil er keinerlei Speise zu sich nimmt; wäre er bestochen, so würde er den Gefangenen nicht verklagen. Dazu kommt, daß ja der Gefangene keine Kopeke hat; die paar Rubel, die er mitbrachte, sind ihm vor Einführung in die Zelle abgenommen worden. Der Angeklagte scheint auch nichts weniger als vermögend zu sein, seinem ganzen Auftreten nach zu urteilen."

„Was sagen da Ew. Excellenz, der Gefangene nimmt keine Speise zu sich?“

„Heute ist es zum erstenmal gelungen, ihn zur Annahme von Tee und Brot zu bewegen; es geschah dies durch direkte Einwirkung des Chefs der Gendarmerie, Oberst Dundukoff.“

„Also sehen sie, daß der Gefangene außer dem Gefängniswärter noch Jemand gesprochen hat; die Angaben Ew. Excellenz zeichnen sich nicht durch besondere Zuverlässigkeit aus.“

Der Präsident erblaßte bei diesen Worten, denn er glaubte sicher, er sei in Ungnade gefallen. Der Kaiser hatte Mitleid mit ihm und ließ in begütigendem Ton die Bemerkung fallen, daß bei Dundukoff ja von dem Verdacht eines Einverständnisses mit dem Angeklagten nicht die Rede sein könne und daß in seiner Eigenschaft als Gefängnis-Inspektor sein Verkehr ja unerläßlich sei. „Vielleicht hat der Oberst in seinem persönlichen Verkehr mit dem Gefangenen mehr Gelegenheit gehabt, etwas Näheres über ihn zu erfahren; haben Ew. Excellenz vielleicht einmal mit Dundukoff deshalb gesprochen?“

„Wir haben erst gestern uns von dem Gefangenen unterhalten, und auch er sagte mir, daß er ihn für einen ganz außergewöhnlichen Menschen halte.“

„Ew. Excellenz machen mich ja ganz neugierig auf diesen Menschen. Sobald der Prozeß seinen Fortgang nimmt und neues zu berichten vorliegt, bitte ich um sofortige Berichterstattung.“

Damit war die Audienz beendet. Als der

Kaiser allein war, ging er erregt in seinem Kabinett auf und ab. Er hatte durch einen kühnen, plötzlichen Eingriff in die schwerfällige Verwaltungsmaschinerie die ihm gemeldete geheime Verbindung im Keime ersticken und ihren Führer der verdienten Strafe entgegenführen wollen, und nun erwies sich der verhaftete Jude klüger als die höchsten Richter des Reichs. Statt daß es ihnen gelungen war, ihn zum Geständnis zu bringen, hatte er ihnen die Anerkennung seiner höheren Begabung abgerungen. Diesen Menschen wollte er gern persönlich kennen lernen, jedoch auf eine Weise, daß weder der Gefangene noch seine Richter etwas davon erfahren. Kaiser Paul hatte ein gutmütiges aber dabei ein ungemein mißtrauisches Naturell. Es kam oft vor, daß er bis zur vollen Unkenntlichkeit verkleidet das Schloß verließ und sich unter das Volk mischte, um in irgend einer Angelegenheit, welche gerade die öffentliche Meinung bewegte, die Stimmung des Volkes kennen zu lernen. Auf diese Weise hätte er auch gerne den gefangenen Juden kennen gelernt, der den höchsten Richtern des Reichs eine so harte Nuß zu knacken gab, überzeugt, daß es ihm durch seine persönliche Einmischung leicht gelingen werde, das Rätsel zu lösen und so seine Ueberlegenheit den Richtern recht greifbar zum Bewußtsein zu bringen. Aber in die Peter Paul-Feste zu gelangen war nicht möglich, ohne noch Jemand ins Vertrauen zu ziehen. Da kam ihm plötzlich ein guter Gedanke. Er klingelte und ließ den Chef der Gendarmerie

Oberst Dundukoff für heute Abend 8 Uhr zur Audienz befehlen.

Dem Oberst war es bei diesem Befehl gar nicht geheuer. Er hatte kurz zuvor Gelegenheit gesucht und gefunden, zwei Mitglieder des Geheimen Rats zu sprechen, um von ihnen etwas über die heutige Gerichtsverhandlung zu hören. Er hatte nicht nötig, danach zu fragen. Die Herren waren von dem Erlebten so voll, daß sie ihm ungefragt ihr Herz ausschütteten. Es lag daher für den Obersten nahe, die Audienz beim Kaiser mit diesem Vorkommnis in Verbindung zu bringen. Er kannte das Mißtrauen seines kaiserlichen Herrn und war deshalb in hohem Grade besorgt.

Punkt acht wurde er beim Kaiser angemeldet. Er wurde freundlich und sogar herzlich empfangen.

„Sie ahnen sicher nicht, weshalb ich Sie zu dieser ungewohnten Stunde zu sprechen wünsche, mein lieber Dundukoff!“

„Wie könnte Ich auch nur im entferntesten vermuten, welche Beweggründe Eure Majestät bestimmen, nach Ihrem untertänigsten Diener zu verlangen?“

„Haben Sie vielleicht schon von der heutigen Gerichtssitzung des Geheimen Rats auf der Peter Paul-Feste gehört?“

„Vor einer Stunde traf ich die Herren Geheimen Räte Janowitsch und Michael, die erzählten mir davon. Die Herren stehen vor

einem Rätsel, das mir aber bei reiflicher Ueberlegung nicht so unlösbar erscheint."

"Und wie denken Sie sich den Vorgang?" fragte der Kaiser gespannt.

"Ich hatte dienstlich einigemale Veranlassung, den Gefangenen zu sprechen und halte ihn für einen Mann von ungewöhnlicher Klugheit, ja man darf sagen Weisheit. Es wäre daher gar nicht unmöglich, daß sich die Sache so erklärt, wie sie der Gefangene selber erklärt hat. Er hat die lose eingefügten Platten gesehen und befürchtet, sie könnten dem Drucke des Fußes nachgeben; wenigstens wüßte ich keine andere plausible Erklärung."

"Wenn diese Erklärung zutrifft", bemerkte der Kaiser, "so bekundet sie einen Verstand und einen Scharfblick, wie ich ihn unseren Richtern wünsche. Einen solchen Menschen möchte ich zum Polizeipräsidenten von St. Petersburg haben, er brauchte sich nur taufen zu lassen."

"Ihn dafür zu gewinnen dürfte schwer fallen. Er hängt mit so ungewöhnlicher Zähigkeit an seinem Judenglauben, daß er nichts genießen wollte, was nicht nach den Gesetzen seines Glaubens hergestellt ist. Mit großer Mühe ist es mir gelungen, ihn zu bewegen, daß er etwas Tee und Brot angenommen hat."

"Ich glaube, nach allem was ich höre, daß hinter dem Menschen ein Geheimnis steckt, hinter das ich kommen möchte. Am liebsten würde ich ihn selber sehen und sprechen; aber ich weiß nicht, wie das geschehen soll, ohne daß er selbst

erfährt, daß ich, der Kaiser, mich für ihn interessiere. Hierher kann ich ihn nicht kommen lassen, ebenso wenig kann ich bei einer der Gerichtsverhandlungen zugegen sein, ohne Aufsehen zu erregen."

Der Oberst, der die Neigung des Kaisers für Verkleidungen und Vermummungen kannte, bemerkte:

„Vielleicht wäre es das einfachste, wenn Ew. Majestät verkleidet den Gefangenen unter irgend einem Vorwand in seiner Zelle aufsuchten. Da es jedoch jeder Privatperson verboten ist, die Peter Paul-Feste zu betreten und dadurch für Eure Majestät Unannehmlichkeiten entstehen könnten, so geruhen vielleicht Majestät sich meiner Führung anzuvertrauen."

„Das ist eine gute Idee; und welche Verkleidung glauben Sie, daß ich am besten wähle?"

Der Oberst dachte einen Augenblick nach und meinte dann:

„Vielleicht wählt Eure Majestät die Tracht eines russischen Juden, mit langem Kaftan, großem Bart und Ringellocken, in diesem Auftritt vermutet keine Seele Eure Majestät. Ich werde zum Ueberfluß noch einen Passierschein ausstellen, der seinem Inhaber jederzeit auch ohne meine Begleitung freien Zutritt zur Insel gewährt. Dem Gefängniswärter werde ich nötigenfalls sagen, daß sich der Gefangene leidend fühle und den geistlichen Beistand eines jüdischen Geistlichen erbeten habe."

„Sehr gut, Herr Oberst. Seien Sie morgen

früh um neun Uhr hier und besorgen Sie den Anzug. Ich steige dann mit Ihnen in Ihren Wagen und dort kann die Verkleidung erfolgen. Also auf Wiedersehen!“

Erleichtert verließ der Oberst das kaiserliche Schloß. Es stand ihm jetzt fest, daß der Kaiser ihn in keiner Weise im Verdacht hatte, dem Gefangenen das Geheimnis des Gerichtssaals verraten zu haben, sonst würde er ihn nicht durch diese Mission auszeichnen. Dagegen bewegte ihn eine andere Frage, ob und wie er dem Gefangenen den ihm bevorstehenden hohen Besuch im voraus mitteilen sollte. In so vorgerückter Abendstunde hatte er noch nie die Peter Paul-Feste besichtigt. Ein so später Besuch mußte Aufsehen erregen. Ebenso wenig konnte er am anderen Morgen vor der vom Kaiser festgesetzten Stunde das Gefängnis besuchen. Füglich sagte er sich, daß es im Grunde genommen besser sei, wenn der Gefangene nichts vorher von dem hohen Besuche wisse, der ihm bevorsteht. Wie leicht könnte er sich durch seine Befangenheit verraten und ihn dadurch in böse Verlegenheit bringen. Dabei interessierte es ihn selber, wie der Gefangene sich seinem hohen Inkognito gegenüber benehmen werde.

Am anderen Morgen in der neunten Stunde erschien der Chef der Gendarmerie mit einem alten Juden am Eingang des Gefängnisses, zur großen Ueberraschung des Gefängniswärters Insterhof. Ein Gefangener konnte der Jude kaum sein, denn einen solchen würde der Oberst

nicht selber bringen. Es war kalt und der Jude hatte fast das ganze Gesicht verhüllt, sodaß man außer den Augen und den Enden des langen, grauen Bartes nichts von dem Gesichte sehen konnte.

„Führt mich in die Zelle Nr. 5. Der Gefangene Baruchowitz hat nach einem Beichtvater verlangt, den ich ihm hier bringe“, sagte der Oberst zu dem Gefängniswärter.

„Dachte es mir gleich“, bemerkte der Wärter mehr zu sich als zu seinem Vorgesetzten, indem er mit einer Laterne und seinem Schlüsselbund voranging.

Der Wärter ließ seinen Chef mit dem jüdischen Beichtvater eintreten und zog sich sofort zurück, da er wußte, daß es sich hier um das Beichtgeheimnis handelte. Der Raw war noch vom Morgengebet mit Tallis und Tefillin bekleidet und saß mit dem Gesicht zur Zellentür gewandt, in das Studium eines vor ihm liegenden Buches vertieft. Als die beiden eintraten und noch kein Wort gesprochen hatten, sprang der Raw von seinem Sitze auf und recitierte in heiliger Sprache laut den Segensspruch, der beim Anblick gekrönter Häupter vorgeschrieben ist:

„Gefegnet seist du Gott, unser Gott, König der Welt, der von seiner Herrlichkeit Menschen von Fleisch und Blut einen Teil gegeben hat.“

„Was sagt Ihr da?“ fragte der verkleidete Kaiser.

„Es ist der Segensspruch, den wir beim Anblick des Kaisers sprechen.“

„Des Kaisers?“ gab dieser zurück. „Wie fällt Euch denn jetzt der Kaiser ein?“

„Unsere Weisen lehren, daß das irdische Königtum ein Abglanz des himmlischen ist. Als Ew. Majestät soeben in meine Zelle traten, überfiel mich eine Ehrfurcht, wie sie mich sonst nur beim Gebet im Gedanken an Gott überkommt. Daher weiß ich, daß ich vor dem Kaiser stehe.“

Der Kaiser blieb sprachlos einige Minuten stehen. Durch seine Vermummung war aus den Gesichtszügen nicht der Eindruck zu sehen, den dieser Vorgang auf ihn machte. Der Oberst hatte sich dagegen verfärbt und zitterte so am ganzen Körper, daß er sich an der Wand festhalten mußte.

Nach einigen Minuten lautloser Stille sprach der Kaiser zu dem Oberst:

„Gehen wir; ich wollte dem Gefangenen eine wichtige Nachricht bringen, aber der Mann ist verrückt, man kann ihm nichts anvertrauen.“

Lautlos verließen sie die Feste zur großen Verwunderung des Gefängniswärters, weil die Beichte so rasch vorüber war. Erst als sie in ihrem Wagen waren, und der Kaiser seine Verkleidung abzulegen begann, fand er die Sprache wieder.

„Was sagen Sie dazu, Dundukof“

„Majestät, ich bin starr vor Entsetzen, das geht doch nicht mit rechten Dingen zu.“

„Ich weiß in der That auch keine Erklärung dafür. Es ist mir auch nicht möglich, den Menschen noch einmal aufzusuchen, um seinem

Wesen auf die Spur zu kommen; weil er mich sofort erkennt, obwohl er mich doch gewiß nie gesehen hat. Aber Sie müssen ihn auffuchen und der Sache auf den Grund kommen."

"Es soll an mir gewiß nicht fehlen, Majestät, obwohl ich es für keine leichte Aufgabe halte. Er ist ein ungewöhnlicher Mann, wenn ich von diesem Vorfall auch ganz absehe. Haben Eure Majestät schon einmal einen revolutionären Umstürzler gesehen, der voller Andacht einen Segensspruch beim Anblick seines Kaisers spricht?"

Der Oberst hatte gehofft, durch diese Frage den Kaiser dazu zu bringen, seine ungünstige Gesinnung über den Gefangenen zu ändern. Das gelang ihm aber nicht. Denn der Kaiser meinte:

"Diese zur Schau getragene Loyalität gehört auch zum Stück. Er will uns dadurch über seine wahre verbrecherische Gesinnung täuschen. Wir müssen den Schleier lüften, in welchen sich das geheimnisvolle Wesen dieses Menschen hüllt. Besuchen Sie ihn und lassen Sie es sich angelegen sein, Licht in die Sache zu bringen."

Mit diesen Worten verließ der Kaiser am Portale des Schlosses den Wagen, drückte dem Chef der Gendarmerie warm die Hand und dieser fuhr direkt zurück in die Peter und Paul-Feste.

XIII.

Als ob nichts vorgefallen wäre, nahm der Raw, als ihn sein hoher Besuch verlassen hatte, wieder sein Buch in die Hand, und nachdem er

sein tägliches Pensum erledigt hatte, ging er an sein Frühstück. Er hatte bereits mehr als die Hälfte seiner eingemachten Früchte verzehrt, als er auf einen in ein kleines Kuvert gelegten Zettel stieß, der in hebräischer Sprache die wenigen Worte enthielt:

„Ich bitte, mir mitzuteilen, wem ich diese Früchte schicke.“

Seit seiner Gefangennahme war dies das erste Lebenszeichen, das er von der Außenwelt erhielt. Er kannte die Schriftzüge seines Freundes Rabbi Mordechai Viesler und wußte, daß seine Gesinnungsgenossen sich in erster Reihe mit demselben in Verbindung gesetzt haben mußten, um die nötigen Schritte für seine Befreiung zu tun. Jede Tätigkeit in diesem Sinne war aber ihrerseits ausgeschlossen, solange den Freunden sein Aufenthaltsort und die maßgebenden Behörden unbekannt waren, bei welchen man sich für ihn verwenden konnte. Bei der Heimlichkeit, mit der das ganze Verfahren gegen ihn betrieben wurde, mußte aber den Freunden jede Kenntnis hierüber abgehen. Es war daher sicher keine müßige Neugierde, die R. Mordechai Viesler den Wunsch eingab, den Namen desjenigen zu erfahren, dem er seine Speisen schickte. Denn er mußte mit der Möglichkeit rechnen, daß es sich um denjenigen handle, dessen Aufenthalt zu erfahren er mit Aufgebot aller Mittel ohne Zweifel bestrebt war.

Der Raw ging in tiefes Nachdenken versunken in seiner Zelle auf und ab. Durfte er dem

Freunde seinen Aufenthalt mitteilen? Der Oberst hatte es mit aller Entschiedenheit abgelehnt, noch einen Dritten ins Vertrauen zu ziehen, eine Vorsicht, die von seinem Standpunkte aus nur allzu berechtigt war. Durfte er hinter dem Rücken seines Wohltäters und gegen seinen ausgesprochenen Willen R. Mordechai Viesler ins Vertrauen ziehen? So unerläßlich dies auch dem Raw erschien, so sehr widerstrebte eine solche Handlungsweise seinem geraden und ehrlichen Charakter.

Hätte er sich aber auch über alle diese Bedenken hinwegsetzen können, so trat dann die zweite Frage an ihn heran, wie es möglich sei, dem Freunde eine solche Mitteilung zukommen zu lassen. Sein Scharffinn ließ ihn auch hier nicht im Stich. Er fand ein Mittel, ohne seinen Namen und seinen Aufenthaltsort zu nennen, dem Freund wenigstens mitzuteilen, daß er am Leben sei und hoffte diese Nachricht auf demselben Wege zu übermitteln, auf dem die Frage an ihn gelangt war. Er aß noch einige Früchte, bis nur noch so wenige übrig blieben, als eben erforderlich waren, um den Boden der Büchse zu bedecken. Dann schrieb er auf einen Zettel nichts als die Worte:

שמע ישראל ה' א' ה' אחד

und legte ihn in ein Papier gewickelt auf den Boden der Büchse unter die übrig gebliebenen Früchte. Da die Schriftzüge des Raw Rabbi Mordechai Viesler gut bekannt waren, so erfuhr er wenig-

stens dadurch, daß er am Leben sei; weiter konnte er fürs erste nicht gehen.

Er hatte kaum diese Manipulation beendet, als er Schritte hörte, die sich seiner Zelle näherten. Die Zellentür öffnete sich, und Oberst Dundukoff trat ein. Er reichte dem Kaw die Hand und sprach mit vor Aufregung zitternder Stimme:

„Mann Gottes, woher wußten Sie, daß der Kaiser vorhin mit mir in Ihrer Zelle war?“

„Ich habe es ja bereits sofort gesagt, woher ich es weiß, genügt Ihnen das nicht?“

„Mir genügt jedes Wort, das über Ihre Rippen geht, aber Er. Majestät dem Kaiser genügt es nicht.“

„Sie sind also vom Kaiser geschickt, um mich auszuhören? Das ist erfreulich, weil es mir die Ehre und die Freude Ihres Besuchs bringt. Der Kaiser will also eine Erklärung, die ihm mehr einleuchtet. Die kann ich Ihnen auch geben, aber ich bezweifle sehr, ob Sie dem Kaiser davon Mitteilung machen werden.“

Der Oberst sah den Kaw erstaunt an, doch dieser fuhr unbeirrt fort:

„Sie, Herr Oberst, haben mir Ihren Kaiserlichen Herrn verraten.“

„Ich?“

„Sie. Sie sind hier in der Peter-Paul-Feste der höchste, mit aller Machtbefugnis ausgestattete Beamte. Hier ist Ihr Departement, in das Ihnen niemand hineinzureden hat, kein General, kein Minister, niemand, als höchstens der Kaiser.

Wenn der höchstgestellte Beamte des Reichs hier eine Zelle zu besuchen wünschte unter Ihrer Leitung, so sind Sie der Führer und der andere der Geführte. Geben Sie das zu?"

"Vollkommen."

"Das hatten Sie aber vorhin vergessen. Sie führen einen Juden in meine Zelle und lassen ihn respektvoll vorangehen. Die Zellentüre ist so eng, daß nicht zwei zugleich eintreten können, und der Chef der Gensdarmarie, Oberst Dundukoff, läßt einem Juden den Vortritt! Dann bleibt er mit ehrerbietiger Unterwürfigkeit hinter dem Juden stehen und wagt kein Wort zu sprechen; ich dünkte, auch ein Blinder hätte da sehen müssen, daß der Jude kein Jude ist. Auch wenn es ein verkleideter höherer Beamter war, wäre diese unterwürfige Haltung hier unbegreiflich. Zu erklären war sie nur, wenn der verkleidete Jude der Kaiser selber war. Meine Annahme aus der dem Kaiser mitgetheilten Ursache hat durch Ihr Verhalten eine Bestätigung erfahren, die sie über jeden Zweifel erheben mußte."

Der Oberst schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn und rief:

"Was bin ich doch für ein ungeheurer Esel, und wie seid Ihr doch die verkörperte Weisheit!"

"Sie machen sich ungerechte Selbstvorwürfe, Herr Oberst, und zeichnen mich mit einer Anerkennung aus, die ich nicht verdiene. Ja, es liegt in Ihren Worten ein unverkennbarer

Widerspruch. Hätten Sie wirklich eine ungewöhnliche Beschränktheit bekundet, so brauchte ich noch kein Ausbund von Klugheit zu sein, wenn ich sie bemerkt hätte. Und wäre ich im Besitz der seltenen Weisheit, die mir Ihre Bescheidenheit zuerkennt, so wäre es noch kein Beweis einer Beschränktheit Ihrerseits, wenn Sie diese Höhe nicht erreichen. Ich bin in Wahrheit kein hervorragender Weiser und Sie sind kein Beschränkter. Vielleicht hätte ich in Ihrer Lage denselben Fehler begangen; in Ihren Augen habe ich vielleicht sogar einen ähnlichen gemacht. Ich hätte ja viel klüger gehandelt, wenn ich das Inkognito des Kaisers nicht gestört, wenn ich ihn auf dem Glauben gelassen hätte, er sei ein Jude, der mir eine Mitteilung zu machen hat. Die hohen Herren sehen es nicht gern, wenn niedriger Stehende ihnen geistig überlegen erscheinen. Zudem hätte ich aus einem Gespräch mit dem verkleideten Kaiser manches über seine Gesinnung gegen mich erfahren und hätte sie vielleicht mildern können. Aber trotz alledem mußte ich so handeln, wie ich gehandelt habe, weil die Anordnung der Weisen mich verpflichtet, den Gegensatz zu sprechen, den sie beim Anblick eines Fürsten uns vorgeschrieben haben. Der göttlichen Pflicht gegenüber tritt alle Weisheit und alle Ueberlegung zurück.“

Der Oberst sah den Raw erstaunt, mit offenem Munde und stierem Blick an, ohne lange Zeit ein Wort zu sprechen. Plötzlich unterbrach er das Schweigen durch den Ausruf:

„Woher nehmt Ihr die kaltblütige Ruhe und die sichere Ueberlegung in so plötzlichen kritischen Tagen her, die andere außer Fassung bringen und ihr bischen Verstand verwirren?“

„Ich war nicht ganz so unvorbereitet, wie Sie glauben. Der Kaiser war nicht der erste Fürst, der mich hier in meiner Zelle aufgesucht hat“, entgegnete der Raw.

Der Oberst sprang entsetzt von seinem Sitze auf und trat einen Schritt zurück, als fürchte er die Nähe dieses wunderbaren Mannes. „Da habt Ihr den Gefängniswärter für Euch gewonnen, was ich Euch und ihm nicht übel nehme, wenn ich bedenke, daß Ihr ja seinen Chef selber auf Eure Seite gebracht habt. Aber wozu braucht Ihr diesen Menschen in Euer Vertrauen zu ziehen; Ihr hättet das alles durch mich direkt haben können?“

„Beruhigen Sie sich“, entgegnete der Raw. „Ich habe den Wärter nicht ins Vertrauen gezogen, er weiß so wenig von diesem Besuch, als Sie es wußten.“

„Aber um Himmelswillen,“ stöhnte entsetzt der Oberst, „wie ist denn das möglich, wie kann in dieses unterirdische Verließ der Peter Paul-Feste jemand eindringen und Euch besuchen, ohne daß es jemand außer Euch weiß? Und der Bootsmann, der jeden übersetzen muß, welcher die Insel betreten will, hat der auch keine Kenntniß davon?“

„Auch er nicht“, entgegnete der Raw. „Aber regen Sie sich deshalb nicht auf, ich werde es Ihnen

ausführlich mitteilen. Nur möchte ich mir gestatten, Sie vorher zu bitten, mir das Interesse zu erklären, das den Kaiser bestimmt hat, mich in meiner Zelle aufzusuchen."

Der Oberst erzählte nun dem Kaw, daß dem Kaiser schon vor Monaten ein Gouvernements-Bericht zugegangen sei, der das Vorhandensein einer geheimen politischen Verbindung festgestellt. Inzwischen sind von jüdischer Seite, unabhängig von diesem Bericht, Denunziationen eingegangen über die gefährliche Verbindung der „Karliner“, an deren Spitze Ihr steht. Der Kaiser glaubt nun, daß es sich bei diesen beiden Berichten um eine und dieselbe Bewegung handelt. Er ließ Euch deshalb festnehmen und unter strengster Verschwiegenheit hierher bringen. Der Kaiser hat ferner befohlen, ihm über den Gang des Prozesses Bericht zu erstatten. Als ihm der Vorsitzende des Geheimen Rats von der Art und Weise Mitteilung machte, wie Ihr die Angeklagten-Fälle im Gerichtssaal umgangen und damit den Richtern ein unlösbares Räsel aufgegeben habt, wollte der Kaiser Euch persönlich kennen lernen, in der sicheren Hoffnung, von Euch die Lösung des Räfels durch Kreuz- und Querfragen zu erfahren. Nun habt Ihr dem Kaiser aber ein neues, viel größeres Räsel aufgegeben. Er wird sicher noch mißtrauischer gegen Euch sein, und sein Verdacht, daß Ihr durch Bestechung Verbindung mit der Außenwelt unterhaltet, wird durch den Vorgang neue Nahrung erlangen. Es ist deshalb doppelte Vorsicht ge-

boten. Das ist alles, was ich Euch zu berichten habe."

"Und Sie glauben, daß sich meine Aussichten, freigesprochen zu werden und wieder zu den Meinen zurückkehren zu dürfen, durch diesen Zwischenfall verschlechtert haben?" fragte ihn der Raw.

"Das fürchte ich in hohem Grade", erwiderte der Oberst. "Entweder glaubt der Kaiser, Ihr seid durch Bestechung zu dieser Wissenschaft gelangt, oder er glaubt, Ihr erfreut Euch übernatürlicher geistiger Kräfte und Beziehungen, dann muß er ein doppeltes Interesse daran haben, daß Ihr eingekerkert bleibt oder gar getötet werdet, damit Ihr Eure ungewöhnliche Begabung nicht in den Dienst Eurer vermeintlichen politischen Umtriebe stellen könntet."

"Ich kann mich der Richtigkeit Ihrer Folgerungen nicht entziehen", entgegnete der Raw, "und nur mein Vertrauen auf Gottes Gnade und Allmacht läßt mich weiter hoffen. Aber deshalb bin ich doch verpflichtet, das meinige zu tun und das zunächst Gebotene ist, daß ich die Möglichkeit erlange, durch Ihre gütige Vermittelung mit meinen Freunden in Verbindung zu treten. Deshalb gestatte ich mir wiederholt die Bitte, der Herr Oberst möge Herrn Viesler von der ganzen Sachlage in Kenntniss zu setzen."

"Verzeiht, Rabbi," erwiderte der Oberst, "ich habe Euch diese Bitte schon einmal abschlagen müssen, und jetzt kann ich sie noch weniger gewähren, als früher. Denkt Euch den Argwohn

des Kaisers. Ich habe zu riskieren, daß er jeden meiner Schritte überwachen läßt. Wenn ich Euch nur durch Herrn Viesler fernerhin Eure Nahrung besorge, so begehe ich damit schon ein großes Wagnis. Aber Hunger soll der Rabbi deshalb nicht leiden. Für Speise und Trank werde ich in der bisherigen Weise weiter sorgen. Gott, dem Ihr mich wieder näher gebracht und Eurem Gebet vertraue ich, daß ich dadurch nicht zu Fall komme."

"Ich danke Euch, edler Wohltäter", bemerkte der Raw. "Darf ich also von Ihrer Güte zum zweitenmal Gebrauch machen? Mein Vorrat ist fast erschöpft, darf ich den Herrn Oberst bitten, mich aufs neue zu versorgen?"

Bei diesen Worten holte er die Blechbüchse aus seiner Kiste hervor und händigte sie dem Obersten ein. Dieser öffnete sie und bemerkte, daß noch nicht alles aufgezehrt war. Noch bevor der Oberst seiner Verwunderung darüber Ausdruck geben konnte, bemerkte der Raw:

"Es ist jüdische Anstandssitte, Speisen, die einem von anderen verabreicht werden, nicht vollständig aufzuessen, sondern einen Rest davon zurückzulassen. Ich möchte nicht, daß Herr Viesler glaubt, er schicke seine Speisen jemanden, der diese primitive Anstandspflicht nicht kennt. Würde er", fügte der Rabbi lächelnd hinzu, "daß ich sein Abnehmer bin, so wäre diese Rücksicht nicht notwendig."

"Dann will ich doch lieber den Rest mit fortnehmen, als Viesler über den Empfänger seiner

Speisen aufklären“, entgegnete mit einem verbindlichen Lächeln der Oberst.

Er erhob sich, um die Blechbüchse in seinen Soldatenmantel zu stecken, setzte sich aber dann wieder hin und sagte:

„Ihr habt mir noch eine Erklärung über Euren fürstlichen Besuch versprochen, darf ich vielleicht wissen, wer der Fürst war?“

„Es waren deren sogar zwei, beides ungewöhnlich große Geistesfürsten, die mich diese Nacht besuchten. Mein seliger Lehrer Rabbi Dumber aus Meseritsch und der Lehrer meines Lehrers, Rabbi Israel Baal Schem Tow.“

„Ah“, rief der Oberst, „Ihr habt davon geträumt, und sie sind Euch im Traume erschienen? Gegen solche Besuche ist allerdings keine Feste stark genug geschützt und die brauchen auch keinen Bootsmann und Gefängniswärter, um Einlaß zu erlangen.“

Der Rabbi schwieg einige Augenblicke. Dann richtete er seine Blicke fest auf den Oberst und sprach:

„Wenn ich Ihnen sagte, daß es kein Traum, sondern Wirklichkeit war, so würden Sie das für etwas Unmögliches, Uebernatürliches halten und wenn Sie auch nicht an der Wahrheit meiner Worte zweifelten, so hielten Sie mich doch in dem Banne krankhafter Vorstellungen befangen. Daß man solche Besuche im Traume haben kann, das halten Sie für etwas Alltägliches, Unnächtliches und finden sich leicht damit ab. Ist's nicht so?“

Der Oberst gab seiner Zustimmung durch ein Neigen des Kopfes Ausdruck und der Rabbi fuhr fort:

„Ich bin darin ganz entgegengeetzter Ansicht. Mir scheint der Traum ein viel größeres, rätselhafteres Wunder als die Wirklichkeit. Die Häufigkeit der Träume macht dieses Wunder aller Wunder nicht kleiner, sondern größer. Der Besuch meiner Lehrer, oder sagen wir meiner wegen mein Traum, gehört zu denen, die in nicht weniger real sind als irgendwelche Ereignisse des sogenannten wachen oder wirklichen Lebens. Wenn etwa mein Gefängniswärter mit seinem Schlüssel zur Zelle bei mir eingetreten wäre, es hätte nicht deutlicher, körperlicher und wirklicher sein können, als es mir heute nacht meine Lehrer waren. Man träumt Gerüche, man träumt Gesichte, man träumt Berührungen. Man träumt Worte, man hört Erzählungen, hört Musik. Man behält an solche sinnliche Eindrücke eines Traumes jahrzehntelang eine Erinnerung; eine Erinnerung, die scharf und lebendig ist, während viele gleichgiltigere und wichtigere Geschehnisse des wachen Lebens unwiderbringlich vergessen bleiben. Die Träume verlieren sich in unser Wesen allmählich hinein und man kann nicht sagen, wo das eine anfängt und das andere aufhört. Ich habe diese Nacht meine Lehrer gesehen und gesprochen. Ich weiß, was sie mir gesagt haben und welche Antworten ich ihnen gab. Ob wir etwas im Traume oder in Wirklichkeit gesehen und erlebt haben, das

können wir nachträglich oft selbst nicht entscheiden. Ich hatte und habe so wenig die Empfindung, daß das ein Traum war, so wenig ich glaube, daß Ihr gegenwärtiger Besuch in das Reich der Träume gehört."

"Und Euere Lehrer haben Euch wohl mitgeteilt, daß der Kaiser Euch heute besuchen wird?" fragte gespannt der Oberst.

"Nein, das haben sie nicht getan", entgegnete der Rabbi. "Es war davon mit keinem Sterbenswörtchen die Rede. Trotzdem hat ihr Besuch viel dazu beigetragen, daß ich heute den Kaiser sofort erkannt habe."

"Wie soll ich das verstehen?"

"Der Lehrer meines Lehrers trat zuerst in meine Zelle und ihm folgte mein Lehrer. Daraus schloß ich sofort, daß es kein anderer sein könne als Rabbi Israel Baal Schem Tow, obwohl ich ihn früher nie gesehen hatte. Im Laufe des Gesprächs stellte sich dann heraus, daß meine Annahme richtig war. Als Sie heute morgen Ihrem kaiserlichen Herrn den Vortritt ließen, mag die Gedankenverbindung mit meinem nächtlichen Besuch dazu geführt haben, in dem zuerst eintretenden Juden den Kaiser zu vermuten."

"Und dürfte ich fragen, was der Gegenstand der Unterhaltung mit Eurem nächtlichen Besuch war?" fragte der Oberst.

"Vielleicht kann ich es Ihnen später einmal sagen, wenn Sie durch einen jüdischen Lehrer mehr in jüdisches Denken und Leben eingeführt

sind und wenn ich meine Freiheit wieder erlangen sollte“, antwortete der Rabbi.

„Das wird ein neuer Sporn für mich sein, einerseits mich mit der jüdischen Lehre vertraut zu machen und andererseits alles was in meiner Kraft steht, zu tun, um Eure Befreiung zu ermöglichen“, entgegnete der Oberst.

„Ich danke Ihnen“, erwiderte der Rabbi, „und ich zweifle nicht, daß es Ihnen damit Ernst ist. Aber ich glaube, daß Sie beides vereinigen können. Offenbaren Sie sich Herrn Viesler und bitten Sie ihn, Ihr Lehrer zu werden. Sie werden sich dann selbst überzeugen, daß er Ihr volles Vertrauen nicht weniger verdient als ich selber.“

„Wir wollen sehen, was sich in der Sache tun läßt“, bemerkte der Oberst und verabschiedete sich mit einem warmen Händedruck.

XIV.

Seitdem Rabbi Mordochai Viesler zum ersten Male zu dem Chef der Gendarmerie, Oberst Dundukoff, beschieden worden war, ließ er es sich in hohem Grade angelegen sein, den Namen und das Gefängnis des Gefangenen in Erfahrung zu bringen, dem er zu essen geschickt hatte. Die Nennung des Namens hatte ihm der Oberst verweigert. Viesler suchte daher Näheres über den Chef der Gendarmerie selbst zu erfahren und speziell, ob und mit welchem Gefängnis er direkte Beziehungen habe. Bei seinen vielfachen geschäftlichen Beziehungen zu den höchsten Spitzen der Petersburger Gesellschaft hatte er bald fest-

gestellt, daß er Inspektor der Peter und Paul-Feste war. Dort mußte also der Gefangene eingekerkert sein. Da er wußte, daß dort nur schwere politische Verbrecher untergebracht werden, so lenkte ihn das von der Persönlichkeit des Kam ab. Denn daß dieser Große in Israel, der sich niemals mit politischen Angelegenheiten befaßt hatte, der zudem die verkörperte Fürstentreue war, wegen eines politischen Attentates eingezogen worden sei, war undenkbar. Es mußte also ein anderer sein. Aber wer der Gefangene auch sein möge, woher kam das ungewöhnliche Interesse des Obersten für einen Juden, und gar für einen solchen, der wegen politischer Umtriebe gefänglich eingezogen war? Daß ein so hochgestellter Würdenträger sich herabläßt, in höchsteigener Person diesem Juden die Speisen zu bringen, das mußte seinen besonderen Grund haben. War er durch das Geld oder durch die Persönlichkeit des Gefangenen bestochen?

Diese und ähnliche Fragen bestimmten Vlesler, über die Vergangenheit des Gendarmerie-Chefs Erkundigungen einzuziehen, und diese führten ihn zu der Entdeckung, daß der Vater mit der ganzen Familie die Taufe und gleichzeitig ein hohes Amt in der Zollverwaltung erhalten hatte. Der Oberst war also von Geburt Jude, sollten daher seine Sympathien für den jüdischen Gefangenen fließen? In diesem Falle bildete er eine rühmliche Ausnahme unter den jüdischen Täuflingen, die ja für ihre Stammesgenossen in der Regel nichts weniger als Sympathien zu haben pflegen.

Dies alles hatte Viesler mit großem Aufwand von Zeit und Geld und Scharfsinn festgestellt, als er eine zweite Aufforderung des Obersten erhielt, bei ihm vorzusprechen. Der Oberst theilte Viesler mit, daß dem Gefangenen das eingemachte Obst sehr gut gemundet habe und daß er um eine neue Sendung bitte. Viesler nahm die leere Büchse in Empfang und bemerkte dem Obersten, er schätze sich glücklich, einem gefangenen Glaubensgenossen sein herbes Los durch diese Kleinigkeit zu erleichtern, nur bedauere er die Anspruchslosigkeit des Gefangenen, er würde ihm gern kräftigere und reichlicher Speisen schicken. Er verabschiedete sich nach wenigen Minuten mit dem Versprechen, morgen Vormittag sich wieder mit einer gefüllten Büchse Eingemachtem einzufinden.

Viesler brannte vor Verlangen, aus der Büchse etwas Näheres zu erfahren, aber seine weise Vorsicht hätte es niemals zugegeben, sie zu öffnen, bevor er seine Wohnung erreicht hatte. Dort erwartete ihn der nach der Verhaftung sofort nach Petersburg geeilte Schwager des Raw, Rabbi Israel Kosik. Ihn hatte Viesler ins Vertrauen gezogen und gemeinschaftlich mit ihm die bisherigen Nachforschungen angestellt. Beide stießen einen Schrei freudiger Ueberraschung aus, als sie auf dem Boden der Büchse den Papierstreifen fanden mit den ihnen wohlbekannten Schriftzügen des Raw. Sie sprachen in begeistertem Dankgefühl den Segensspruch, den man beim Empfang einer freudigen Nachricht

spricht und berieten dann gemeinsam über die Schritte, die nun zu tun waren, um mit dem Gefangenen in direkten Verkehr treten zu können. Aber sie kamen zu keinem Entschluß.

Kosik riet, der zweiten Sendung wieder einen Zettel beizulegen und den Gefangenen selber zu ersuchen, ihnen einen Weg mitzuteilen, der es ihnen ermögliche, direkt mit ihm zu verkehren.

Ich halte es für zu gewagt", entgegnete Viesler, „der zweiten Sendung wieder einen Zettel beizufügen; vielleicht bei der dritten. Einmal und noch besser einigemale müssen wir aussetzen, für den Fall, daß der Oberst irgend einen Verdacht hegen sollte.“

„Aber es ist keine Zeit zu verlieren“, wendete Kosik ein, „wer weiß, ob alle unsere Maßnahmen nicht jetzt schon zu spät kommen!“

„Die Hauptsache ist“, bemerkte Viesler, „daß der Raw lebt und daß es ihm gelungen ist, das Herz des Gendarmerie-Chefs für sich derart zu gewinnen, daß er ihm selber seine Speisen von einem Juden besorgt. Das hat der Raw nicht durch Geld zuwege gebracht, sondern durch den Zauber seiner herzzgewinnenden Persönlichkeit. Das ist ein großes, göttliches Wunder, und die Weisen sagen, ein Wunder tut Gott nie umsonst. Dieses Wunder aber wäre umsonst, wenn ihm nicht noch andere folgten, die dann zur Befreiung des Raw führen. Wenn deshalb unsere Einsicht nicht ausreicht, um das Rettungswerk zu Ende zu führen, so dürfen wir sicher auf den wundermächtigen Beistand Gottes, gesegnet sei

Er, rechnen, nachdem wir alles getan haben, was von uns bis jetzt geschehen konnte."

"Und was wollt Ihr tun?" fragte Kosik.

"Nichts", entgegnete Viesler; ich bringe morgen dem Obersten eine frische Büchse; vielleicht läßt er sich in eine Unterhaltung mit mir ein, die uns den Weg zeigt, den wir zu gehen haben."

Als Viesler am anderen Morgen dem Obersten ein frisches Brod und die Büchse wohlgefüllt überbrachte, wurde er besonders leutselig empfangen. Der Oberst dankte für die pünktliche Besorgung und fragte Viesler, ob er vielleicht dem Gefangenen eine besondere Mitteilung zu machen habe.

"Ich habe nur den Wunsch, daß meine Speisen dem Gefangenen gut bekommen mögen und daß ich recht bald in der Lage sein möge, ihm kräftigere Speisen schicken zu können."

"Und sonst habt Ihr keinen Wunsch?"

"Nein, Herr Oberst."

"Es macht Eurem Takt alle Ehre, daß Ihr Eueren Wunsch, den Namen und Aufenthaltsort des Gefangenen kennen zu lernen, nicht mehr wiederholt."

"Nachdem der Herr Oberst die Erfüllung dieses Wunsches abgelehnt haben, wäre es ungeziemend, ihn zu erneuern."

"Diese Zurückhaltung ist mir eine Bestätigung alles Guten, das ich über Euch gehört habe und veranlaßt mich meinerseits, einen Wunsch an Euch zu richten."

Das Vertrauen des Herrn Oberst beglückt

mich in hohem Grade und es bedarf nicht erst der Versicherung, daß ich für jeden Wunsch, den ich erfüllen kann, zur Verfügung Eurer Wohlgebornen stehe."

"Mein Wunsch wird Euch eigentümlich vorkommen, und es handelt sich dabei um eine Vertrauenssache, von der ich möchte, daß sie außer uns kein Dritter erfährt."

"Der Herr Oberst dürfen auf meine Verschwiegenheit so sicher wie auf die eigene rechnen."

"Ich zweifle nicht daran und will daher ohne Umschweife zur Sache kommen. Der Gefangene, der uns beide in Verbindung brachte, hat auf mich einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht. Denkt Euch, er wäre lieber verhungert, bevor er Speisen zu sich genommen hätte, die nach dem jüdischen Gesetze verboten sind. Ich habe nun wiederholt mit ihm über seine Religion und die Anforderungen gesprochen, die sie an ihre Bekenner stellt. Diese Unterhaltungen haben in mir den Wunsch rege gemacht, das jüdische Religionsgesetz recht gründlich kennen zu lernen. Könntet Ihr mich vielleicht darüber unterrichten? Ich werde Euch selbstverständlich gut bezahlen. Was verlangt Ihr dafür? Ich denke, daß ich allabendlich ein bis zwei Stunden dafür mich frei machen kann."

"Mein geringes Wissen und meine Zeit stehen für diesen Wunsch ganz zur Verfügung des Herrn Oberst. Nur bitte ich, von jeder Bezahlung dafür absehen zu wollen. Sie ist uns eben durch das Religionsgesetz, das Euer Wohl-

geboren kennen zu lernen wünschen, untersagt. So wie Gott uns seinen Willen ohne jedes Entgelt mitgeteilt hat, so müssen wir ihn auch weiter lehren. Ich fühle mich übrigens reichlich belohnt durch das Vertrauen des Herrn Oberst; eine andere Entschädigung kann ich nicht annehmen."

"Was sagt Ihr da?" fragte erstaunt der Oberst. "Ihr wollt unentgeltlich die höchste Wissenschaft, die es gibt, unterrichten? Das habe ich noch von keinem Lehrer oder Professor gehört, am allerwenigsten aber von einem Juden."

"Es ist so, wie ich sage. Ich habe niemals eine Kopete für den Unterricht gezahlt, den ich genossen habe, vielleicht den allerersten Schulunterricht ausgenommen, der gewöhnlich von ganz armen Lehrern erteilt wird. Aber auch diese lassen sich nicht für ihren Unterricht, sondern nur für die Zeit bezahlen, die sie nicht einem andern Erwerb eben dadurch zuwenden können, daß sie ihr Leben der Einführung zarter Kinder in das Gesetz Gottes widmen. Jedoch der Unterricht derjenigen Leute, die bereits der Schule entwachsen sind, erfolgt völlig kostenlos durch besondere Lehranstalten, die jede jüdische Gemeinde hat, und die gewöhnlich von dem Rabbiner oder einem andern hervorragenden Gelehrten geleitet werden."

"Das ist mir ganz neu und ist mit dem Krämergeist und der Geldgier gerade der Juden ganz unvereinbar."

„Durch die Erschwerungen, mit welchen das Staatsgesetz das Erwerbsleben seiner jüdischen Untertanen hemmt, sind die Juden mehr wie andere Konfessionen genötigt, die wenigen Erwerbszweige auszunutzen, die man ihnen belassen hat. Oberflächlichen Beurteilern mag diese dringend gebotene Hingebung, mit welcher die Juden alle Kräfte anspannen müssen, um ein kärgliches Dasein zu fristen, als geldgieriger Schachergeist erscheinen. Es ist dies eines der vielen Vorurteile, unter welchen wir zu leiden haben.

Aber die Kenntnis unseres Religionsgesetzes, diese Lebensseele des jüdischen Volkskörpers, wird am sichersten dazu führen, dieses Vorurteil als solches erkennen zu lassen. Sollte dieses meinem Unterrichte gelingen, so wäre das ein Erfolg, der jede sonstige Bezahlung reichlich aufwiegen würde.“

„Können wir heute schon mit dem Unterricht beginnen?“

Als Viefler diese Frage bejahte, ersuchte ihn der Oberst, sich heute Abend acht Uhr bei ihm einzufinden, worauf er in huldvollster Weise entlassen wurde. Er bestieg seinen vor dem Portal des Hauses wartenden Wagen und fuhr davon, jedoch nur bis zur nächsten Straßenecke, an der er den Wagen halten ließ. Von dort beobachtete er das Haus des Obersten, ohne daß er selbst gesehen werden konnte. Nach kaum einer halben Stunde fuhr der Wagen des Oberst vor, dieser stieg ein und fuhr davon. Viefler gab seinem Kutscher den Auftrag, dem Wagen des

Obersten nachzufahren. Der Wagen des Obersten hielt an der Peter und Paul-Feste. Jetzt wußte Viefler, daß der Raw tatsächlich dort interniert war. Es mußte also die Beschuldigung eines politischen Verbrechens sein, welche die Verhaftung des Raw herbeigeführt hatte. Tief bekümmert fuhr er nach Hause. Jetzt galt es, die einzelnen Mitglieder des Richterkollegiums in Erfahrung zu bringen, aus welchen der zur Aburteilung politischer Verbrecher konstituierte Geheime Rat sich zusammensetzt. Obwohl das Viefler bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft nicht schwer war, beschloß er doch abzuwarten, bis er am Abend den Obersten gesprochen hatte, da er immer noch hoffte, auf diesem Wege am leichtesten und raschesten zum Ziele zu gelangen. Er trug sich sogar mit dem Gedanken, dem Obersten offen zu sagen, daß er nunmehr sowohl den Gefangenen kenne als auch seinen Aufenthaltsort; ein Schritt, von dem jedoch Rabbi Israel Kosik entschieden abriet, weil er möglichenfalls einen Abbruch aller Beziehungen zur Folge haben könne, die auf so wunderbare Weise bis jetzt erreicht worden waren.

XV.

Während Rabbi Mordochai Viefler und Rabbi Israel Kosik über die zunächst zu unternehmenden Schritte beratschlagten, beschäftigte in der Gefängniszelle der Peter und Paul-Feste derselbe Gedanke den Obersten Dundukof und den Raw. Jener hatte diesem die wohlgefüllte Büchse mit dem Brot überreicht und ihm dabei

bemerkt, daß der gute Eindruck, den Herr Biesler mache, sich mit jeder neuen Unterredung steigere.

„Haben Sie bereits Schritte getan, um ihn als Lehrer für Ihre Einführung in das Judentum zu gewinnen?“ fragte gespannt der Raw.

„Er hat mir zugesagt, heute Abend um acht Uhr den Unterricht in meiner Wohnung zu beginnen,“ erwiderte der Oberst.

Da erhob sich der Raw von seinem Sitze, trat vor den Obersten hin und legte segnend die Hände auf sein Haupt. Freudetränen entströmten seinen Augen und er sprach in der heiligen Sprache die Worte, die einst Boas an Ruth richtete:

„Es vergelte dir Gott dein Tun, und dein Lohn möge vollkommen sein, von Gott, dem Gotte Israels, daß du gekommen bist, dich zu bergen unter seinen Fittichen.“

Dann ergriff er seine beiden Hände und sprach:

„Sie haben eine Großtat mit diesem Schritt vollzogen, dessen Tragweite nur Gott kennt, zu dessen Ehre Sie diese Tat vollbracht haben. Nächst Gott danke ich Ihnen, daß es mir vergönnt ist, einen bescheidenen Teil an dem Siege zu haben, den Ihr Heldenmut über sich selbst davongetragen hat.“

„Die Reihe zu danken ist an mir und nicht an Euch,“ entgegnete gerührt der Oberst. „Wie sehr ich mich dieser Dankspflicht bewußt bin, kann ich nicht in Worte fassen. Aber habt Ihr irgend einen Wunsch, dessen Erfüllung in meiner Macht steht, so sagt ihn mir, er wird mir Be-

fehl sein. Wenn Ihr es wünscht, so ver helfe ich Euch zur Flucht; auch wenn es mich meine Stellung und selbst mein Leben kosten sollte."

"Ich habe keinen Wunsch, edler Herr, dessen Erfüllung mich so beglücken könnte als das Bewußtsein, Sie wieder für unsere jüdische Lebenspflicht gewonnen zu haben. Da sei Gott vor, daß ich dafür irgendeine Gegenleistung annehme. Wenn ich durch Flucht von hier frei werden wollte, so könnte ich es mit Gottes Hilfe in ein bis zwei Tagen ermöglichen, und zwar ohne daß ich Ihre Mitwirkung in Anspruch nehmen müßte."

Der Oberst sah den Kaw bei diesen Worten starr an und meinte:

"Wenn das, was Ihr soeben bemerkt habt, mir jeder andere Gefangene sagen würde, so würde ich darin das erregte Phantasiegebilde eines fiebernden Irrsinnigen erblicken und vielleicht darüber lächeln. Wenn Ihr es aber sagt, so ist es Wahrheit, aber allerdings für mich völlig unfaßbare Wahrheit. Seitdem die Peter und Paul-Feste steht, ist ihr noch kein Häftling entflohen und Ihr könntet ohne meine Mithilfe Eure Flucht ermöglichen, wenn Ihr nur wollt? Aber ums Himmels willen, warum wollt Ihr nicht? Euer Leben schwebt in höchster Gefahr, es kann Euch in wenigen Tagen genommen werden und so weit Menschaugen sehen, ist jede Möglichkeit ausgeschlossen, die Richter günstig für Euch zu stimmen. Gelänge dies aber selbst, so bleibt noch immer der Kaiser, der Euch für schuldig hält,

Führer einer geheimen Verschwörung zu sein, auch wenn keine greifbaren Beweise Eure Schuld vorliegen. Daß Ihr ihn in seiner Verummung erkannt und sein Incognito gestört habt, verschlimmert Eure Lage, warum wollt Ihr Euch nicht durch die Flucht daraus befreien, sei es durch meine Hilfe oder ohne sie, durch Mittel und Wege, über die Ihr verfügt, von welchen ich aber keine Ahnung habe."

"Ich darf unter keinen Umständen die Flucht ergreifen," entgegnete mit bedächtigem Ernst der Kaw. "Durch meine Flucht würde ich die Berechtigung der gegen mich erhobenen falschen Anschuldigung nur bestätigen. Meine Feinde, die meiner Wirksamkeit gram sind, wollen vielleicht gar nicht meinen Tod, sondern nur meine Flucht, welche eine Rückkehr in meinen bisherigen Wirkungskreis unmöglich macht. Die große Gefahr, in der mein Leben schwebt, verkenne ich nicht. Größer aber als diese Gefahr ist mein Vertrauen auf Gott. Unsere Weisen sagen, selbst wenn das Schwert bereits am Halse liegt, darf man das Vertrauen auf Gott nicht aufgeben. Ich wäre ein schlechter Schüler unserer großen Lehrer, wenn ich ihre Lehren verkünden, ihnen aber selbst nicht folgen wollte, gerade im Augenblick der Gefahr. Nun ist aber mein Tod noch keine beschlossene Sache, das Schwert ist noch nicht am Halse. Gott hat viel Mittel und Wege, das Herz der Richter und ihres kaiserlichen Herrn für Recht und Wahrheit zu gewinnen, deshalb

wäre es unverzeihlicher Kleinmut, der Gefahr durch Flucht ausweichen zu wollen.“

Der Kaw hielt einen Augenblick inne, und der Oberst konnte nicht umhin, die Pause durch die Frage zu unterbrechen:

„Aber wenn die Hinrichtung so gut wie beschlossene Sache ist und ohne ein Wunder Euer Leben nicht zu erhalten ist, wäre dann Euer freiwilliges Verbleiben in der Haft nicht eine Art Selbstmord und dürft Ihr bei einer solchen Sicherheit Euch töten lassen, wenn Ihr Euer Leben durch die Flucht erhalten könnt?“

„Von einer unbedingten Sicherheit, daß ein Leben dem gewaltsamen Tod erliegen werde, kann niemals die Rede sein. Was noch mit dem Leben verbunden ist, darf vertrauen, sagt der Weiseste der Weisen. Deshalb trifft Ihre Voraussetzung nicht zu. Aber wenn sie selbst zuträfe, wenn es ganz ausgemacht wäre, daß der Scharfrichter in einer halben Stunde meinem Leben ein Ende machen werde, so hätte ich in meiner Lage doch kein Recht zu fliehen. Es wäre mir vielleicht ein Leichtes, mich eine Zeit lang zu verbergen und dann die Grenze zu überschreiten, die mich der Machtbefugnis der russischen Justiz entzieht. Aber die Regierung würde furchtbare Repressalien ergreifen, würde ungezählte Freunde und Genossen festnehmen, die für mein einziges durch die Flucht gerettetes Leben ihren Geist aushauchen müßten. Könnte ich das verantworten? Ist mein Blut röter als das ihrige?“

Könnte ich meiner Freiheit je froh werden, wenn sie solche Opfer nach sich zöge?"

"Und so gedenkt Ihr gar nichts zu tun und gedenkt ruhig dem Tode entgegenzugehen, den Ihr, wie Ihr sagt, durch die Flucht verhindern könntet?" fragte bekümmert der Oberst.

"Das möchte ich nicht," entgegnete der Raw. "Ich habe Sie schon früher gebeten, mir die Möglichkeit zu schaffen, mit meinen Genossen draußen in Verbindung zu treten und mit ihnen gemeinsam zu beraten, was für meine Befreiung geschehen könne. Sie haben mir diese Bitte abgeschlagen mit Rücksicht auf Ihre Stellung und Ihr Leben, Bedenken, die ich vollständig zu würdigen weiß. Heute würden Sie sich vielleicht über diese Bedenken hinwegsetzen und mir diesen großen Dienst erweisen. Aber es ist doch besser, wenn es ohne Ihre Vermittelung geschieht. Warum soll ich Ihr teures Leben wagen, um das meinige durch dieses Wagnis vielleicht zu retten? Ich möchte es auf eigene Faust versuchen, nicht zu entfliehen, aber mit meinen Genossen in Verbindung zu treten. Jedoch ohne Ihr Einverständnis und wenigstens ohne Ihr Wissen werde ich keinen Schritt nach dieser Seite hin tun. Sie haben mir bereits so viele herablassende Menschenliebe entgegengebracht, Sie, der hochgestellte Beamte, mir, dem Sträfling, der bereits mit mehr als einem Fuß im Bereiche des Todes steht, daß es ungerecht und undankbar wäre, hinter Ihrem Rücken für meine Befreiung tätig zu sein."

„Wenn ich mich Euch selber zur Erlangung der Freiheit zur Verfügung stelle, so bin ich gewiß damit einverstanden, daß es ohne mein Zutun geschieht,“ entgnete der Oberst. „Aber wie wollt Ihr das anfangen? Vielleicht mit Hilfe Eurer Geheimwissenschaft, der Kabbala?“

„Ich denke, daß es in Ihrem Interesse ratsamer ist, wenn Sie die Mittel und Wege nicht kennen, die ich mit dem Beistande Gottes anzuwenden gedenke. Sie bewahren dadurch leichter und sicherer Ihre Unbefangtheit. Sie können, wenn gegen Erwarten mein Vorhaben ruckbar werden sollte, auf Verlangen es beschwören, daß Sie keine Ahnung von den Mitteln und Wegen haben, durch welche es mir gelungen ist, eine Verbindung zwischen mir und meinen Freunden herzustellen. Aber das kann ich Ihnen jetzt schon sagen, mit irgend welcher kabbalistischer Wissenschaft hat mein Versuch nichts zu tun. So dick sind die Mauern der Peter und Pauls-Feste nicht, daß sie nicht auch ohne übernatürliche Mittel zu durchdringen wären. Wenn alles nach meinem Plan sich vollzogen hat und der Allmächtige mir wieder die Freiheit schenkt, so will ich Euch gern die Mittel und Wege angeben, die ich versuchen will.“

„Ich füge mich gern Eurem Wunsche,“ bemerkte der Oberst, „denn ich sehe seine volle Berechtigung ein. Aber Ihr gebt mir ein schweres Rätsel auf. Wenn Ihr durch ein Wunder die Wände Eures Kerkers brechen und den See überfliegen würdet, der das Gefängnis von

dem Festlande trennt, so würde mich das nicht wundern. Wenn Ihr aber ohne übernatürliche Mittel Euer Vorhaben auszuführen gedenkt, so ist das in meinen Augen noch ein größeres Wunder. Denn keiner weiß besser als ich, daß es außerhalb aller Möglichkeit liegt, die Insel unbeobachtet zu verlassen oder zu betreten. Möge Gott Euer Vorhaben mit seinem Segen begleiten!"

Der Oberst erhob sich zum Abschied. An der Türe wandte er sich noch einmal um und sagte:

"Fast hätte ich's vergessen. Der geheime Rat hat in den jüngsten Tagen zwei Sitzungen in Eurem Prozeß gehabt. Aber über das Resultat konnte ich nichts erfahren. Direkt fragen wollte ich nicht, um durch mein Interesse keinen Argwohn zu erregen und von selbst hat mir kein Mitglied des Richterkollegiums etwas gesagt. Nur das eine habe ich indirekt gehört, daß Ihr demnächst wieder vorgeladen werdet. Durch das Interesse, das der Kaiser an dem Prozesse nimmt, wird sein Gang jedenfalls beschleunigt."

"Habt Dank, edler Herr, für diese Mitteilung, obwohl diese Beschleunigung nicht zu meinen Gunsten ist. Sie beschränkt die Zeit, die nötig ist, um etwas mit Aussicht auf Erfolg zu tun. Aber ich hoffe auf Gottes Hilfe, die über Zeit und Raum erhaben ist. Sagt Herrn Viefler den Dank Eures Gefangenen und bittet ihn, mir in einigen Tagen etwas Geflügel zu schicken."

Als der Oberst die Zelle verlassen und ab-

geschlossen hatte, entleerte der Raw hastig den ganzen Inhalt der Büchse auf einen Teller, in der Hoffnung, ein geschriebenes Wort des Freundes darin zu finden. Als er nichts fand, sagte er leise zu sich:

„Rabbi Mordochai ist ein kluger, vorsichtiger Mann, er hat gefürchtet, mir auf diesem Wege wieder eine Mitteilung zugehen zu lassen; das hätte ich mir eigentlich denken können; aber hoffentlich kann ich ihn bald selber sprechen.“

Gegen Abend suchte der Gefängniswärter die Zelle auf, um dem Gefangenen seinen Tee zu bringen und nach dem Ofen zu sehen, wie er es allabendlich tat. Um ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, bemerkte der Raw:

„Es ist Euch doch nichts Unangenehmes zugestoßen, Herr Jastrebos? Es kommt mir vor, als ob Ihr heute besonders ernst und niedergeschlagen wäret.“

„Der Herr hat zwei gute Augen, denen nichts entgeht. Mir selber ist eigentlich nichts passiert, aber Euch. Ich wollte es Euch verheimlichen, aber Ihr seht und wisset doch alles, deshalb will ich's Euch sagen; in wenigen Tagen werdet Ihr's so wie so erfahren. Gestern war droben Gerichtsitzung, und es ist der Antrag gestellt worden, Euch hinzurichten. Ihr braucht deshalb nicht zu erschrecken, es ist einstweilen nur ein Antrag, der gestellt wurde, und man wird jedenfalls Euch vorher noch selber hören.“

Aber woher wißt Ihr das alles; Ihr seid doch nicht bei den Sitzungen zugegen?“

„Das nicht; aber der Gerichtsdiener hat es mir gesagt. Derselbe, der Euch bei Eurem ersten Verhör hinauf- und zurückgeführt hat. Wenn der bei Gericht ein Wort mitzusprechen hätte, dann kämt Ihr frei, er hält Euch für eine Art Engel, vielleicht noch mehr als ich selber. Die Geschichte mit der Gefangenen-Falle, in die Ihr nicht gegangen seid, die hat's ihm angetan. Aber helfen kann er Euch nicht, so wenig wie ich, und das ist's, was mich so bekümmert.“

„Ich danke Euch für Eure große Teilnahme. Es ist wahr, helfen kann nur Gott allein und auf seine Hilfe hoffe ich noch immer. Das Schicksal, das mir bevorsteht, ist hart, besonders wenn ich an meine Frau und meine Kinder denke. Für mich allein würde ich's schon tragen. Mich aber drückt noch etwas anderes, wobei mir Menschen wohl helfen könnten, wenn ich nur wüßte, wie ich's anpacken soll.“

„Sagt's nur heraus, und wenn ich Euch dabei dienen kann, dann soll's sicherlich geschehen.“

„Daran zweifle ich nicht, und es wäre vielleicht sogar möglich, daß Ihr mir helfen könnt. Ihr begreift, wenn man in einer Lage ist, wie ich es bin, verlangt's einen mehr als sonst nach einem geistlichen Beistand; wenn ich den hier haben könnte, so wäre mir mein heißester Wunsch erfüllt.“

„War nicht erst vor wenigen Tagen ein jüdischer Geistlicher bei Euch, den der Herr Inspektor selbst bei Euch eingeführt hat?“

„Das ist es eben, was meine Lage so erschwert. Der Herr Inspektor ist ein strenger Mann, der von den vorgeschriebenen Bestimmungen nicht um Haarsbreite abgeht. Ich kann mich ja nicht über ihn beklagen, er hat mir hier zu schreiben erlaubt und hat mir auch neulich einen geistlichen Beistand gebracht. Aber seiner Vorschrift nach läßt er mich mit dem Geistlichen nicht allein, und was könnte man Jemandem in Herzens- und Gewissenssachen anvertrauen, wenn noch ein Dritter zugegen ist! Ich möchte mit meinem geistlichen Beistand allein unter vier Augen sprechen und das wird der Oberst nie zugeben.“

„Da könnt Ihr schon Recht haben, das ist gegen die Gefängnisbestimmung.“

„Dann hat aber das Ganze keinen Wert und der Mann, den der Oberst mir damals gebracht hat, ist deswegen auch kurzer Hand wieder fortgegangen. Ich muß eine längere Aussprache unter vier Augen haben; wie das aber zu erreichen ist, das ist es, worüber ich mir den Kopf zerbreche. Wenn Ihr mir dazu verhelfen könntet, ich wäre Euch ewig dankbar und würde Euch sofort für eure Mühe reichlich entschädigen.“

Zastrebos kroch sich verlegen hinter den Ohren. „Ja, wenn man wüßte, wie das einzufädeln wäre! Das wäre doch ein gutes Werk, einem Menschen, und gar einem solchen wie Ihr's seid, seinen letzten Willen zu erfüllen. Es müßte jedenfalls hinter dem Rücken des Inspektors geschehen. und wie meint Ihr, daß ich Euch dazu verhelfen könnte?“

„Wenn Ihr mir diesen Liebesdienst wirklich erweisen wollt, so ist das nicht schwer für Euch, und damit wäre Euch und mir geholfen.“

„Und was meint Ihr was ich tun soll?“

„Wann habt Ihr freien Ausgang in die Stadt?“

„An jedem dritten Tag habe ich Nachmittags vier Stunden freie Zeit; morgen Nachmittag komme ich in die Stadt.“

„Ihr wißt doch die Straße, in der die große Kathedrale ist?“

„Gewiß weiß ich die, die kennt ja jedes Kind in St. Petersburg.“

„Nun, dann ist's gut; in dieser Straße Nr. 35 wohnt mein Geistlicher, er heißt Viesler. An den gebe ich Euch einen Brief mit, in dem ich ihn ersuche, Euch zu mir zu begleiten, damit ich ihm mein Herz ausschütten kann. Ich schreibe ihm ferner, daß er Euch hundert Rubel auszahlen soll, davon gehört die Hälfte Euch, die andere Hälfte gebt Ihr dem Fährmann, der mit seinem Boot Euch und den Geistlichen zu mir führt. Ihr bringt dann den Rabbi Viesler zu mir in meine Zelle und begleitet ihn wieder bis ans Boot. Mehr habt Ihr nicht zu tun.“

„Mit dem Vorschlag bin ich nicht einverstanden“, entgegnete mit einer bei ihm sonst ganz ungewöhnlichen Entschiedenheit und Heftigkeit der Gefängniswärter. „Erstens schwöre ich Euch bei allen Heiligen, daß lieber alle Gewitter auf mich niedergehen und der Himmel über mir einstürzen soll, als daß ich von Euch oder Eurem

Geistlichen auch nur eine Kopeke annehme für das, was ich in der Sache tue. Kreuz-, Schock-, Mord-, Donner-, Mohren-Element, ich wäre ja der schlechteste Kerl unter der Sonne, wenn ich mir so was von Euch bezahlen ließe. Dann aber — — —"

"Einen Augenblick," unterbrach der Raw diesen Redefluß, "so dürft Ihr nicht sprechen, wenn Ihr wirklich ein gutes Werk tun wollt. Das Schwören und Fluchen müßt Ihr ganz beiseite lassen, darauf ruht kein Segen Gottes. Das ist eine große Sünde, an der ich keinen Teil haben möchte. Wenn Ihr es also ohne zu fluchen und zu schwören könnt, so redet weiter, sonst fangen wir lieber gar nicht an."

"Verzeiht, daß ich mich habe hinreißen lassen", fuhr Jastrebos fort. "Es wird nicht wieder vorkommen. Sollte ich mich im Eifer einmal vergessen, so unterbrecht mich nur sofort. Aber dem Tagdieb und Schnapssäufer von Fährmann fünfzig Rubel in den Rachen jagen, das wäre eine große Sünde, er versäuft doch alles, ein solcher Lump — —"

"Halt," rief der Raw dazwischen, "auch schimpfen dürft Ihr nicht. Wenn Ihr keine gute Meinung von dem Fährmann habt, so dürft Ihr Euch trotzdem nicht in der Weise über ihn äußern, das ist auch eine große Sünde und über solche Sünden soll nicht der Weg zu meiner Hilfe führen."

"Aber es ist alles wahr, was ich über ihn sage und noch viel mehr."

„Was sagt Ihr da, es ist alles wahr? Unwahr soll es auch noch sein? Ihr dürft nichts Schlechtes von einem andern Menschen sagen, auch wenn es wahr ist. Tut Ihr es dennoch, so seid Ihr ein Bösredner, ist es aber gar unwahr, so seid Ihr ein Verleumder, und ich handelte so schlecht wie Ihr, wenn ich das alles unwidersprochen anhören wollte. So dürft Ihr nicht reden, sonst haben wir keinen Segen von Gott für unser Tun zu erhoffen.“

Das wollte Jastrebef nicht in seinen alten Kopf hinein, daß man einen solchen Menschen nicht beim rechten Namen nennen dürfe. Aber er fügte sich dem Willen des Gefangenen und fuhr fort:

„Also dem Bootsmann dürft Ihr keine Kopfe geben, damit machen wir's viel schlimmer. Er wird schon gern die fünfzig Rubel einstecken und dafür ein Duzend Popen und Rabbiner zu Euch übersetzen. Aber wenn er sich mit dem Gelde einen Rausch antrinkt, so schwächt er in der Trunkenheit alles aus. Es ist schon oft vorgekommen, daß ich Geistliche abgeholt habe, welche die Gefangenen zur Beichte verlangten. Wenn ich ihm sage, daß ich in die Stadt gehe, um für Euch einen Geistlichen zu holen, so findet er darin gar nichts, da er ja weiß, daß der Inspektor selber erst dieser Tage mit dem Rabbiner bei Euch war.“

„Wie Ihr meint; das wisset Ihr besser als ich, das macht Ihr nach Eurem besten Wissen. Wollt Ihr also morgen dem Rabbiner Viefler

den Brief bringen und ihn dann selber zu mir begleiten?"

"Einen solchen Wunsch kann ich Euch nicht abschlagen, und ich glaube auch nicht, daß etwas dabei riskiert ist. Sollte es gegen Erwarten aber doch zu Ohren des Inspektors kommen, so bin ich ein ruiniertes Mann, und ich verliere meinen Posten."

"Ich verstehe Eure Besorgnis ganz gut, aber das ist etwas, worüber ich Euch vollständig beruhigen kann. Sollte der Inspektor je etwas von der Sache erfahren und Ihr dadurch Eure Stelle verlieren, so verspreche ich Euch das Doppelte Eures jetzigen Gehaltes für die ganze Zeit Eures Lebens."

Ohne etwas zu erwidern, sah der Wärter den Raw einen Augenblick an. Die Behmut und Verschmittheit, die aus seinen Augen leuchteten, hatte der Raw sofort richtig gedeutet.

"Es kommt Euch gewiß lächerlich vor, wenn ein Mann, dessen Tage selber gezählt sind, Euch Versprechungen für eine ganze Lebensdauer macht. Seid jedoch unbesorgt. Ich werde in dem Briefe, den ich morgen meinem Geistlichen durch Euch schicke, diesen beauftragen, daß er Vorkehrungen trifft, um mein Versprechen einzulösen, falls es dazu kommen sollte. Habt Ihr noch sonst ein Bedenken?"

"Nein, heiliger Mann; ich danke für das große Vertrauen, das Ihr in mich setzt; ich werde es zu verdienen suchen. Schreibt Euren Brief und gebt mir ihn morgen; bis Nachmittag

denke ich, Euch Euren Rabbiner zuführen zu können.“

XVI.

Um 9 Uhr am folgenden Morgen erschien in der Zelle des Raw der Gerichtsdiener, um ihn zu einem zweiten Verhör abzuholen. Dasselbe unterschied sich von dem ersten nur in ganz untergeordneten Punkten. Man hatte inzwischen die beim Raw beschlagnahmten Papiere durchsucht, sie waren aber für die Richter unverständlich, da sie in der Kurrentschrift der heiligen Sprache geschrieben waren. Daß sie keinen politischen Charakter hatten, lag für jeden Urteilsfähigen auf der Hand. Je weniger Beweismaterial für die Schuld des Raw vorlag, um so mehr suchten die Richter diesen Mangel durch brutale Strenge zu ersetzen. Der Raw widerlegte alle gegen ihn erhobenen Anschuldigungen mit einer Ruhe des Gemüthes und einer Schärfe und Schlagfertigkeit des Verstandes, daß diese Haltung den Richtern aufrichtige Hochachtung vor dem Angeklagten abrang, wie sehr sie sich auch dagegen sträubten. Ein einziger Punkt war es, der auf den ersten Blick allerdings geeignet war, den Raw in ein schiefes Licht zu stellen: ihn brachte der Präsident zuletzt zur Sprache.

Die Gegner hatten in ihrer Denunziation auf die gedruckten Werke des Raw und auf ihren staatsgefährlichen Charakter hingewiesen. Diese Hinweise waren jedoch ihrer Mehrzahl nach so belanglos, daß es dem Angeklagten leicht fiel,

sie zurückzuweisen, bis auf einen einzigen Punkt. Das Königtum Gottes (Malchus) wird darin als letztes unter den Gott zuerkannten Attributen bezeichnet. Daraus, ergebe sich, nach der Angabe der Denunzianten die minderwertige Bedeutung, die der Verfasser dem Königtum überhaupt zuerkenne, in ganz unwiderleglicher Weise.

Der Raw bestritt dies und behauptete, aus dieser Rangierung ergebe sich das vollendete Gegenteil. Dieses Attribut bilde den Gipfelpunkt und die Krone alles dessen, was die Wissenschaft der Kabbala über den Gottesbegriff lehre, und mit Rücksicht darauf sei es als die letzte und höchste Bezeichnung Gottes aufgeführt. Um dies aber über allen Zweifel festzustellen, müsse er sich einen Exkurs über die diesbezüglichen Anschauungen der Kabbala gestatten. Er wolle dies schriftlich tun und zwar in hebräischer Sprache, da er keiner andern in Schrift und Wort vollkommen mächtig sei.

Dieser Wunsch wurde ihm gestattet mit dem Bemerkten, daß er das Schriftstück tunlichst bald ausarbeiten möge. Da aber keiner der Richter des Hebräischen kundig sei, so werde man es einem beeidigten Uebersetzer in Wilna zur Uebersetzung einschicken. Damit wurde der Raw entlassen. In seine Zelle zurückgekehrt, machte er sich sofort an die Arbeit. Er faßte sie in Form einer direkt an den Kaiser gerichteten Eingabe ab, deren Wortlaut noch heute erhalten ist, und gab darin der inständigen Bitte Ausdruck, nicht

der Gerichtshof, sondern der Kaiser in höchster Person möge über die Schuld oder Unschuld des Bittstellers entscheiden. Man muß sich die Schwierigkeit vergegenwärtigen, die dunkelsten Probleme der kabbalistischen Lehre einem der Kabbala vollständig unkundigen, nichtjüdischen Beurteiler zu unterbreiten, um die lichtvolle Darstellung dieser Arbeit in ihrer ganzen Meister-schaft würdigen zu können.

Bersunken in diese Arbeit merkte er nicht wie sich die Türe seiner Zelle öffnete und der Gefängniswärter mit den Worten eintrat, er bringe hier den verlangten Geistlichen, worauf er sich ehrerbietig zurückzog. Mit von Tränen erstickter Stimme sprach Rabbi Mordechai Diefler den Segensspruch beim Anblick eines Freundes, den man seit langer Zeit nicht wiedergesehen hat. Der Raw ergriff die beiden Hände des Freundes und dankte ihm für das Wagnis der großen Gefahr, der er sich durch diesen Besuch ausgesetzt habe. Er habe nicht mehr gehofft, je einen seiner Freunde wiederzusehen, aber daß ihn Gott dieses Wunder trotzdem erleben ließ, das sei ihm Bürgschaft dafür, daß er den Ausgang seines Prozesses vertrauensvoll Gott anheimstellen dürfe.

„Amen! Möge es Gottes Wille sein!“, erwiderte bewegt der teure Gast.

„Setzt Euch zunächst, Rabbi Mordechai“, sprach der Raw, „wir sind hier ungestört, der Gefängniswärter ist ein braver Mensch, er wird uns nicht stören.“

„Denkt Euch, Rabbi, ich wollte ihm eine ansehnliche Belohnung für seine Bemühung geben, und er hat nicht eine Kopeke angenommen; er sagte, was er den Gefangenen tue, dafür wolle er von Menschen nicht belohnt sein.“

„Gott wird es ihm sicher und reichlicher lohnen, als Menschen es vermöchten, dessen bin ich gewiß“, sprach der Rabbi. „Aber wir haben Dringlicheres jetzt zu besprechen, Rabbi Mordechai. Gott schickt Euch gerade im rechten Augenblicke zu mir, denn jetzt habe ich Eure Hilfe nötiger als je zuvor; setzt Euch zuerst.“

Rabbi Mordechai hatte aber die Rücktasche seines Mantels so schwer mit Geflügel, Backwerk und eingemachten Früchten angefüllt, daß er diese erst auspacken mußte, bevor er sich nieder setzen konnte. Der Raw verschloß alle diese Mundvorräte in seine Kiste und fragte dabei:

„Wissen meine Frau und Kinder, daß ich noch lebe?“

„Ich habe es ihnen sofort, als ich den Zettel erhielt, durch einen besonderen Boten sagen lassen mit dem Bemerkten, es streng geheim zu halten.“

„Dafür sage ich Euch ganz besonderen Dank. Ist mein Schwager noch hier in Petersburg?“ Als Diesler diese Frage bejahte, fuhr der Raw fort:

„Er muß sofort nach Wilna reisen. Ich habe heute ein zweites Verhör vor den Richtern des geheimen Rats gehabt und habe bei ihnen erlangt, daß ich meine Verteidigung schriftlich ein-

reichen darf. Die Richter machen auf mich den Eindruck, daß sie von unseren Gegnern gegen mich gewonnen sind. Es ist daher ausgeschlossen, sie für mich zu gewinnen, auch wenn wir Unsummen Geldes daran wagen wollten. Aber es ist mir nicht zweifelhaft, daß unsere Gegner bereits Kenntniß von dem Beschlusse haben, meine Verteidigung einem Uebersetzer nach Wilna zu schicken. Sie werden es sich angelegen sein lassen, den Uebersetzer zu gewinnen, daß er meine Verteidigung falsch wiedergibt. Dem müssen wir zuvorkommen. Ich habe bei meiner Gefangennahme bestimmt, daß Rabbi Löb Janowitsch nach Wilna geht. Er ist ein Nefte des verstorbenen Wilnaer Gaon — sein großes Verdienst möge uns beistehen — und daher nicht im Verdacht, daß er einer der unsrigen ist. Dieser soll dort mit unseren Gegnern gute Beziehungen zu unterhalten suchen, um so ihre gegen mich geschmiedeten Pläne zu erfahren und nach Möglichkeit zu vereiteln. Durch ihn wird mein Schwager leicht den Uebersetzer erfahren, dem meine Arbeit zur Uebertragung zugeht. Hier müssen wir unseren Gegnern zuvorkommen und kein Opfer scheuen, damit der Mann seine Arbeit redlich tut und keinen gegnerischen Einflüsterungen Gehör schenkt; habt Ihr mich verstanden?"

„Vollkommen, ich werde sofort, wenn ich nach Hause komme, veranlassen, daß der Schwager des Rabbi noch heute nach Wilna abreist. Aber wir haben noch — —

Bei diesen Worten wurde plötzlich die Thür der Zelle aufgerissen und der Gefängniswärter trat bleichen, verstörten Gesichts mit den Worten ein:

„Heiliger Mann, ich bin verloren. Soeben ist der Inspektor aus dem Boote gestiegen; in zwei Minuten wird er da sein, Euer Geistlicher kann nicht mehr die Zelle verlassen, ohne ihm in die Arme zu laufen, heiliger Mann, ich bin ruiniert.“

„Seid unbesorgt,“ beruhigte ihn der Rabb, „ich verbürge mich dafür, daß Euch daraus kein Unglück erwächst. Geht ruhig auf Euern Posten, wenn ich nicht will, wird der Inspektor den Geistlichen nicht zu sehen bekommen. Verratet Euch nur nicht selber durch Euer erschrecktes Aussehen, dann habt Ihr nicht das Geringste zu fürchten.“

„Aber wie wollt Ihr's denn anfangen, daß der Inspektor den Fremden nicht zu Gesicht bekommt?“

„Ueberlaßt das ruhig mir und seid guten Muts; ich wiederhole Euch, es passiert Euch nichts; geht nur Eures Wegs, damit der Inspektor Euch nicht hier trifft, den Herrn will ich schon bei Seite schaffen, daß ihn kein Inspektor der Welt sehen soll, wenn ich nicht will, daß man ihn sieht.“

Als der Gefängniswärter die Zelle verlassen hatte, nahm der Rabbi seinen Gast und stellte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, hinter den großen Bettvorhang in der fernsten Ecke der Zelle, setzte

sich ruhig auf seinen Platz und erwartete die Ankunft des Inspektors, der denn auch sofort eintrat.

„Ich komme soeben vom Präsidenten des Gerichts, der mich Eurethalben rufen ließ,“ begann der Oberst seine Mitteilung, „und die Botschaft, die ich zu bringen habe, ist leider keine gute. Man will Euch durchaus beiseite schaffen, aber die Herren Richter wissen nicht, wie sie das anfangen sollen. Sie sind alle von der Unschuld des Rabbi überzeugt, aber der Kaiser ist gegen Euch eingenommen und die Richter fürchten den kaiserlichen Unwillen, wenn sie Euch freisprechen. Eigentlich hat der geheime Gerichtshof Euch weder frei- noch schuldig zu sprechen, sondern er hat nur die Untersuchung gegen Euch zu führen und die Akten dem Senat zuzustellen, der dann das Urteil fällt. Aber das ist nur eine Formsache, da der Senat nur auf Grund der ihm vorliegenden Untersuchungsakten seine Entscheidung fällen kann. Wahrscheinlich sind auch die Senatoren von Euern Gegnern bestochen, von ihnen ist daher nur schlimmes zu erwarten.“

„Aber“, entgegnete der Raw, „man hat mir doch bei meinem heutigen Verhör gestattet, meine Verteidigung schriftlich einzureichen und will sie sogar durch einen Wilnaer Uebersetzer übersetzen lassen? Das spricht doch wenigstens dafür, daß das endgiltige Urteil der Richter noch aussteht?“

„Das ist mir wohl bekannt, aber es ändert nichts an der Sache; vielleicht ist es sogar ein neuer Beweis dafür, daß Ihr in den Augen der

Richter bereits so gut wie verurteilt seid. Sie wissen aber nicht, wie dem Rabbi beizukommen ist und in ihrer Verlegenheit suchen sie auf diese Weise Zeit zu gewinnen, was besonders dem Kaiser gegenüber notwendig ist, da er auf eine rasche Entscheidung drängt."

Der Rabbi seufzte tief auf bei dieser Mitteilung und der Oberst fuhr fort:

"Der Präsident des geheimen Rats hat mich nun rufen lassen und mir gesagt, man solle Euch noch einen Mitgefangenen und eine andere Zelle geben, in welchem die Gefangenen, ohne daß sie es wissen, belauscht und beobachtet werden können. Der Gefangene ist in Wirklichkeit nur ein geheimer, geriebener Detektiv, der Euch seine Verbrechen, die er alle nicht begangen hat, mit aller Ausführlichkeit erzählt und dem Ihr sein Vertrauen dadurch erwidern sollt, daß Ihr ihm alles berichtet, was Ihr begangen haben sollt, damit man Euch einen Strick daraus drehen kann. Ich habe mich doch deutlich genug ausgedrückt, um richtig verstanden worden zu sein?"

"Vollkommen," entgegnete der Kaw. "Und was habt Ihr auf diesen Vorschlag erwidert?"

"Ich habe ihn als den Ausfluß höchster Weisheit gepriesen und versprochen, die Zelle sofort in Stand setzen zu lassen, was in zwei bis drei Tagen geschehen sein könne. Inzwischen wolle ich mich aber mit dem Gefangenen wiederholt selber in Verbindung setzen, um zu sehen, was ich ihm etwa entlocken könne und über alles

dem Präsidenten sofort berichten. Dadurch habe ich den doppelten Vorteil, daß ich öfters, ohne Aufsehen zu erregen, Euch hier besuchen kann und, was noch wichtiger ist, daß ich dadurch Veranlassung habe, den Präsidenten häufiger zu sprechen und so vielleicht etwas von Bedeutung erfahren kann.“

„Der Herr Oberst haben hier mit der ganzen Klugheit gehandelt, die ich schon wiederholt zu bewundern Gelegenheit hatte. Aber ich muß gestehen, daß mir diese Mitteilungen meine ganze Lage weniger ernst erscheinen lassen, als ich noch vor wenigen Minuten geglaubt habe. Denn ich entnehme daraus, daß die Richter, mögen sie nun durch den Willen des Kaisers, oder durch das Geld meiner Feinde, oder durch beides bestochen sein, nicht an meine Unschuld glauben. Glaubten sie an meine Unschuld, so könnten sie es nicht für möglich halten, daß mir irgendein Spion das Geständnis von Dingen entlocken könnte, die ich nie begangen habe. Handeln die Richter also nur so streng gegen mich, weil sie mich wirklich für schuldig halten, so ist eine Aenderung ihrer Gesinnung zu erwarten, wenn es nur gelingt, sie von meiner Unschuld zu überzeugen. Das aber hoffe ich mit Gottes Hilfe durch meine schriftliche Verteidigung zu erreichen.“

Der Oberst machte eine abwehrende Bewegung und meinte:

„Euer grenzenloses Gottvertrauen läßt Euch auch das Schlimmste in einem milderen Lichte erscheinen, als es in Wirklichkeit ist. Wie könnt

Ihr nur im Ernste glauben, daß das geschriebene, kalte Wort Eurer Verteidigung wirksamer sein sollte, als das warme, gesprochene, das doch wirkungslos an den Herzen der Richter abgeprallt ist!"

"Aber ich werde meine schriftliche Verteidigung direkt an den Kaiser richten und von seinem Gerechtigkeitsfinne hoffe ich, daß er meine Unschuld erkenne und mir die Freiheit geben wird, wenn es Gott will, in dessen Hand die Herzen der Könige sind."

"Möge sich der Rabbi doch darüber keiner Täuschung hingeben", entgegnete bewegt der Oberst. "Auch ich zweifle nicht an dem Gerechtigkeitsfinn des Kaisers und bin überzeugt, daß er niemals die Hand dazu bieten würde, einen Unschuldigen zu töten. Aber er ist von dem Vorurteil befangen, daß Ihr schuldig seid und daran wird Euer Verteidigung nichts ändern, auch wenn Ihr mit Engelszungen redet. Aber wie dem auch sei, Euer Lage bleibt selbst nach Eurer Auffassung kritisch genug, nach der meinigen seid Ihr unrettbar verloren, wenn Ihr den Dingen ihren Lauf laßt. Ihr müßt fliehen, und ich will Euch sofort zur Flucht verhelfen. Ich hoffe, daß ich es kann, ohne deshalb meine Stellung und mein Leben zu gefährden. Aber wenn diese Flucht auch mein Leben kosten sollte, so ist doch die Erhaltung Eures Lebens wertvoller als das meinige. Mein Tod möge dann eine Sühne für ein verfehltes Leben sein. Aber das muß ich Euch sagen: was ge-

schehen soll muß sofort, noch heute oder morgen geschehen. Wenn Ihr erst eine andere Zelle bezogen habt, die Tag und Nacht von Spionen beobachtet wird, so bin auch ich nicht imstande, Euch zur Flucht zu verhelfen. Ist der Rabbi bereit?"

„Ich danke Ihnen, Herr Oberst, aus vollem, bewegtem Herzen für das heldenhafte Opfer, aber ich habe bereits erklärt, daß ich unter keinen Umständen die Flucht ergreifen werde. Die Gründe, die ich Ihnen dafür angegeben habe, sind noch heute so zwingend wie damals. Auch könnte ich von dem Herrn Oberst ein solches Opfer nicht annehmen, ich könnte das nicht einmal von meinen langjährigen Freunden und Genossen, für die ich ein langes Menschenleben gewirkt und gelitten habe, annehmen, wie z. B. von Herrn Viefler und den Seinigen.“

Ein wehmütiges Lächeln umspielte die Lippen des Obersten bei diesen Worten, indem er sprach:

„Und der Rabbi glaubt wirklich noch an diese Utopie, daß einer seiner Genossen ihn aus diesem Verließ befreien könnte? Herr Viefler z. B. ist ein Ehrenmann durch und durch und mag reich sein an Vorzügen des Geistes und des Herzens, aber er weiß nicht einmal den Aufenthaltsort des Rabbi. Würde er ihn, so wäre es ihm unmöglich, hierher zu gelangen, könnte er aber selbst in die Peter und Paul-Feste eindringen, befreien könnte er den Rabbi nicht. Das

wäre ein großer, verhängnisvoller Irrtum, wenn der Rabbi sich dem hingeben wollte."

"Der Irrtum dürfte vielleicht doch nicht ganz so groß sein, wie der Herr Oberst annehmen. Daß Herr Viesler mich von hier befreien kann, habe ich niemals behauptet. Das kann übrigens außer Diskussion bleiben, da ich mich von ihm ebenso wenig wie von dem Herrn Oberst befreien ließe. Daß aber Herr Viesler meinen Aufenthaltsort nicht kennt, habe ich alle Ursache zu bezweifeln, ebenso, daß er, wenn er will, nicht in die Peter und Paul-Feste gelangen kann."

"Nun, dann werde ich heute abend Herrn Viesler fragen, ob er wirklich den Aufenthaltsort des Rabbi kennt, wenn der Rabbi damit einverstanden ist. Er kommt heute abend um 8 Uhr zu mir, um mich zu unterrichten."

"Ich bin vollkommen damit einverstanden, der Herr Oberst brauchen auch gar nicht bis heute abend zu warten; Sie können ihn sofort fragen."

"Sofort? Sie meinen noch vor Eintritt der Nacht? Das ist nicht gut möglich, da ich ihn vorher nicht zu sehen bekomme."

"Möglich wäre es schon, Sie brauchen es nur zu wünschen und er wird hier erscheinen und Ihnen Rede und Antwort stehen."

"Hier?"

"Hier."

Der Oberst starrte den Rabbi staunenden Blickes an und fragte:

"Ist das Ihr Ernst?"

„Bölliger Ernst. Der Herr Oberst ist Inspektor der Peter und Paul-Feste, wenn der Herr Oberst befehlen, erscheint Herr Viesler sofort.“

Erregt sprang der Oberst von seinem Sitze auf und heftete den Blick auf den vor ihm sitzenden Rabbi. Dieser sah nicht aus wie ein Mann, der sich irgend einen Scherz erlaube; auf seinen Zügen lag die heitere, abgeklärte Ruhe, die ihn niemals verließ. Mit seinem tiefen, milden Blick, den er in die entgeisterten Augen des Obersten senkte, wiederholte er die Bereitwilligkeit, sein Versprechen wahr zu machen und der Oberst gab durch ein leises Nicken des Hauptes seine Zustimmung, die Augen unverwandt nach der Zellentüre gerichtet.

„Reb Mordchai, kommt hier an den Tisch!“
Da rauschten leise die Bettvorhänge, und Viesler trat hervor.

Wenn ein Blitz aus heiterem Himmel zu Füßen des Obersten plötzlich niedergefahren wäre, hätte dieser nicht mehr erschrecken können. Er schwankte und sank regungslos auf seinen Sitz nieder. Aber auch dann mußte er sich mit beiden Händen an der Tischplatte festhalten. Kalter Schweiß floß von seiner Stirne über das aschfahle Angesicht, ohne daß er fähig war, auch nur ein einziges Wort hervorzubringen. Einige Augenblicke herrschte tiefes Schweigen zwischen den drei Männern, das der Oberst zuerst unterbrach, indem er ausrief:

„Alle guten Geister! Rabbi! Ist das wirk-

lich Herr Viefler oder nur sein Bild, spricht Viefler, seid Ihr's wirklich oder ist's nur ein neckisches Gespenst?"

"Ich bin es, Herr Oberst," sprach Viefler, indem er ihm die Hand reichte, "ergreift nur meine Hand und überzeugt Euch selber; Gespenster haben keine warmen Hände von Fleisch und Blut, wie ich sie Euch entgegenstrecke."

Aber der Oberst wich scheu jeder Berührung aus, er glaubte noch immer eine überirdische Erscheinung vor sich zu haben.

"Rabbi, mit welcher geheimen Wissenschaft habt Ihr die Erscheinung dieses Mannes hierher beschworen?"

"Beruhigen Sie sich, Herr Oberst, es liegt hier keine Beschwörung und nichts Derartiges vor. — Die Anwesenheit von Herrn Viefler verdanke ich lediglich Ihrer eigenen Klugheit?"

"Meiner Klugheit? Meiner Beschränktheit vielleicht, aber nicht meiner Klugheit?"

Der Rabbi erzählte nun, wie er das Beispiel von der Verkleidung des Kaisers als jüdischer Seelsorger aufgegriffen und den Zutritt Vieflers durch Vermittlung des Gefängniswärters erlangt habe, und wie der arme Mensch, für seine Zukunft zitternd, ihm die Ankunft des Inspektors anzeigt habe.

"Aber Rabbi," fragte der Oberst, "wenn das alles so schlicht und klar zugegangen ist, wozu brauchte sich Herr Viefler vor mir zu ver-

stecken, warum sollte ich ihn nicht sofort bei Euch vorfinden?"

"Dafür, Herr Oberst, hatte ich zwei Gründe. Wenn Sie zu einer so ungewöhnlichen Stunde zu mir kommen, so mußte ich, daß Sie mir irgendeine Mitteilung von Bedeutung zu machen haben. Hätten Sie aber bei Ihrem Eintritt Herrn Vießler vorgefunden, so wären Sie schon sofort außer Fassung gekommen, wie es Ihnen jetzt passiert ist, daß Sie fast einer Ohnmacht nahe waren. Ich mußte dann fürchten, daß Sie nicht mehr in der Stimmung und Lage gewesen wären, mir Ihre Mitteilungen zu machen."

"Ich staune Ihre ruhige, scharfsinnige Ueberlegenheit selbst in untergeordneten Angelegenheiten an, die immer zuverlässiger in wenigen Sekunden das Rechte trifft, als es unser stunden- und tagelanges Nachdenken zuwege brächte; und was war Ihr zweiter Grund, wenn ich fragen darf? Ich frage nicht aus müßiger Neugier, sondern weil ich aus jeder Ihrer weisen Maßnahmen vieles lernen kann."

"Meine zweite Erwägung galt dem armen Gefängniswärter, der, während wir hier ruhig plaudern, draußen auf seinem Posten bange Minuten in der Sorge um seine nächste Zukunft verbringt. Wenn Sie mich jetzt verlassen haben werden und an ihm wie sonst vorbeigehen, als wenn nichts geschehen wäre, so ist er überzeugt, daß Sie keinen Dritten bei mir gesehen haben. Er kommt dann wenige Minuten später in meine Zelle gestürzt und fragt mich, nie ich das

Wunder zuwege gebracht habe. Dann kann ich ihn einfach auf den Bettvorhang verweisen, der Viefler Ihren Blicken entzogen hat."

"Aber das hätten Sie ihm ja auch sagen können, wenn Sie Herrn Viefler nicht versteckt hätten?"

"Gewiß hätte ich das können, aber dann hätte ich ihm eine Unwahrheit gesagt und der gute arme Mensch hat es an mir wahrlich nicht verdient, daß ich ihn belüge. Es ging mir schwer genug an, ihm die Meinung beizubringen, als wollte ich Viefler als Seelsorger hier haben. Aber hier, wo es sich um Ausfindigmachung von Mitteln und Wegen handelte, die mich aus der Lebensgefahr befreien sollen, in der ich schwebte, durfte und mußte ich mir diese Abweichung von der Wahrheit erlauben. Um so ängstlicher möchte ich aber alles vermeiden, was einer Unwahrheit nahe kommt, wo ich es eben vermeiden kann."

Betroffen und sprachlos staunte der Oberst den Rabbi an. Daß ein Jude so gewissenhaft über jedes Wort wacht, damit ihm keine Unwahrheit über die Lippen geht, daß er diese Rücksicht einem untergeordneten Wärter gegenüber beobachtet, den sein Vorgesetzter ohne Bedenken mit den Füßen zertritt, das schien ihm schier unfassbar. Er gab diesem Staunen in herediten Worten Ausdruck und schloß, indem er sich zum Abschied anschickte, mit den Worten:

"Jetzt bin ich sicher, daß der Rabbi seine Freiheit auf geradem Wege erlangt, wenn ich

auch keine Ahnung davon habe, wie das geschehen soll. Nicht Euerer Weisheit, sondern die Lauterkeit Eures Denkens und Fühlens, sowie die Makellosigkeit Eures Tuns und Lassens werden Euch aus diesem Kerker befreien. Ihr habt recht, daß Ihr das Gott allein anheimstellt, er wird für Euch handeln und alles zum Guten wenden!"

"Amen!" sprach der Rabbi und verabschiedete sich von seinem hohen Gönner.

Er erwartete nun jeden Augenblick den Gefängniswärter, der aber auffallender Weise länger als eine Stunde ausblieb. Der Rabbi glaubte anfangs, daß er die Unterredung mit dem vermeintlichen Seelsorger nicht stören wolle und beruhigte sich damit. Die Zellentüre, die der Wärter sonst nach jedem Besuche des Inspektors sorgfältig verschloß, hatte er diesmal offen gelassen. Der Rabbi ging hinaus auf den dunklen Korridor und rief nach dem Wärter. Dieser erschien aber so zaghaft, schüchtern und zitternd vor Furcht, daß der Rabbi ihn fragte, was ihm zugestoßen sei. Der Wärter aber sah ihn mit stieren Blicken an und konnte nur mühsam die Worte hervorstoßen:

"Ich fürchte mich vor Euch. Bisher habe ich Euch für einen heiligen Mann gehalten, aber jetzt sehe ich, daß Ihr ein Zauberer seid und mit den bösen Geistern in Verbindung steht. Der Inspektor hat richtig Eueren Geistlichen nicht gesehen, Ihr müßt ihn behext haben; ich fürchte, daß Ihr's mit mir gerade so macht und

ich muß doch Euren Seelsorger wieder zurückführen; oh, wäre ich nie in diesen Zauberkreis geraten!"

"Seid doch gescheidt!" beruhigte der Rabbi den armen Menschen, „und glaubt keine solche Albernheiten. Wenn ich zaubern könnte, hätte ich mich schon längst aus diesem Hause hinausgezaubert und Euch mit, damit Ihr Eure Tage nicht wie ein Gefangener in diesem unterirdischen Kerker zubringen müßt. Die Sache ist ja ganz einfach, ich habe Herrn Viefler hinter meinen Bettvorhang gesteckt, das ist alles."

"Hinter den Bettvorhang, sagt Ihr? Aber wenn der Inspektor Eure Zelle inspiziert hätte, wie es sein Recht und seine Pflicht ist, was hättet Ihr dann getan?"

"Dann hätte uns Gott auf andere Weise helfen müssen, aber gezaubert ist nichts worden, darüber könnt Ihr außer Sorge sein."

Es dauerte lange bis der Rabbi den armen Menschen wenigstens soweit beruhigt hatte, daß er wieder Ruhe und Fassung genug erlangte, um Viefler aus dem Kerker zu führen und ihn bis zur anderen Seite des Sees in das Boot zu begleiten.

XVII.

Rabbi Israel Korsik war mit Extraschlitten nach Wilna gereist und hörte dort von seinem Verbündeten Löb Janowitz, daß die Gegner bereits Kunde von dem Beschluß des Geheimen Rats hatten, eine schriftliche Verteidigung des

Raw dem vereidigten Wilnaer Uebersetzer zur Uebertragung vorzulegen. Die Gegner hatten sich mit dem Uebersetzer bereits in Verbindung gesetzt, bevor noch die Verteidigungsschrift in seinen Händen war und boten ihm eine große Summe dafür, daß er ihnen Einblick in diese Schrift gestatte. Sie wollten durch einzuschleibende Zusätze und Ausmerzung der kräftigsten Argumente den Eindruck der Schrift abschwächen und ins Gegenteil verkehren. Diese Bestrebungen wurden jedoch durch das Eingreifen der beiden Sendboten des Raw vereitelt. Es gelang ihnen, den Uebersetzer dafür zu gewinnen, daß er diesem Ansinnen keine Folge leistete und die bald darauf eingetroffene Schrift nach bestem Wissen der Wahrheit gemäß übertrug. Es gingen jedoch Wochen darüber hin. Die Uebersetzung ging am 1. November 1798 nach Petersburg und wurde dem Kaiser vorgelegt und zwar in französischer Sprache.

Ob es der Eindruck dieser Verteidigungsschrift war, oder ob der Kaiser sich bereits aus dem bisherigen Verlauf des gerichtlichen Verfahrens von der Grundlosigkeit seines Mißtrauens überzeugt hatte, Tatsache ist, daß bei dem Kaiser ein völliger Umschwung seiner Gesinnung gegen die Chassidim und ihren verhafteten Führer sich vollzogen hatte. Gewiß mag auch Oberst Dundukof das Seinige zu diesem kaiserlichen Gesinnungswechsel beigetragen haben, indem er entweder direkt oder durch andere einflußreiche Persönlichkeiten in diesem Sinne auf den Kaiser

gewirkt hatte. Der Geheime Rat schloß die Untersuchung gegen den Raw, in der sich auch nicht ein einziges belastendes Moment gegen den Angeklagten ergeben hatte und übermittelte die Akten dem Senat, der auf völlige Freisprechung des Raw erkannte.

Die Nachricht von der günstigen Wendung des Prozesses wurde zwar wie das ganze Verfahren streng geheim gehalten, aber durch Vermittlung des Baron Dundukof war sie doch bald in die Gefängniszelle des Raw gelangt. Es war am Dienstag, den 19. Nislew, am Todestag seines Lehrers Rabbi Dow Beer von Meseritsch, als der Raw auf den Schwingen der Davidischen Psalmen sich über die trübe Wirklichkeit seines Kerkers erhob. Gerade waren ihm die Worte des 55. Psalms: „Er macht in Frieden meine Seele frei“ über die Rippen gegangen, als sich die Zellentür öffnete und der Gerichtspräsident, begleitet von zwei Richtern, in seine Zelle eintrat und ihm das freisprechende Urteil vorlas, durch das er sofort aus seinem lebendigen Grab entlassen und sich selbst und den Seinen wieder zurückgegeben wurde. Diese höchsten Würdenträger der russischen Justizverwaltung sprachen dem Raw ihre Freude darüber aus, daß es ihm so vollkommen gelungen sei, den unanfechtbaren Beweis seiner Unschuld zu erbringen und wünschten ihm für seine Zukunft den Beistand Gottes, der ihm so offenkundig im Kerker zur Seite gestanden.

Als sie die Zelle eben verlassen hatten, trat

Oberst Dundukof ein mit Tränen der Freude in den Augen, unfähig ein Wort zu sprechen. Der Kaw reichte ihm beide Hände hin und sprach:

„Wenn ich in erster und letzter Reihe Gott und ihm allein es danke, daß er meine Unschuld zu Tage treten ließ und mir die Freiheit wiedergegeben hat, erfährt dieser Dank keine Einschränkung, wenn ich auch Ihnen danke für alles, was Sie mir getan haben. Denn Sie waren das Werkzeug in seiner mächtigen Vaterhand, um dieses Wunder zu vollbringen. Die Weisen lehren, daß Gott zur Erreichung seiner reinen, lauterer Ziele sich reiner und lauterer Menschen bedient. Daß Gott Sie gerade als das Mittel ausersehen hat, meine Unschuld vor aller Welt klarzustellen, ist mir ein Beweis dafür, daß Sie unter seine Reinen, Lauteren zählen, daß Ihre verfehlte Vergangenheit durch das Wirken der Gegenwart gesühnt ist und Sie einer heiteren, wahrhaft jüdischen Zukunft entgegengehen. Vielleicht gelingt es Herrn Viesler, was mir bis jetzt nicht gelungen ist, Sie zu bestimmen, daß Sie Ihre glänzende Stellung aufgeben und Rußland verlassen, um voll und ganz zum Glauben Ihrer Ahnen zurückzukehren. Aber auch wenn Sie diese hohe Selbstverleugnung nicht erringen und sich darauf beschränken, in Ihrem Denken und Handeln als gewissenhafter Jehudi sich zu bewähren, während Sie äußerlich ein religiöses Bekenntnis zur Schau tragen, das nicht das Ihrige ist, so bin ich doch überzeugt, daß Gottes

Segen auf Ihnen und Ihrer Zukunft ruhen wird. Vielleicht sind Sie von Gott berufen, in Ihrer heutigen Stellung zu verbleiben, um so andern Glaubensgenossen, die unschuldig verfolgt werden, wie mir rettend zur Seite zu stehen. Bidjon Schewujim, die Befreiung unschuldig Eingekerkelter ist eine so große Liebestat, daß ihr Verdienst allein genügt, um Ihnen den Segen Gottes für alle Zeit zu sichern, den ich aus dankerfülltem Herzen für Sie ersehe. Bewahren Sie mir ein freundliches Angedenken, da unser Lebensschicksal wohl niemals wieder zusammenführen wird, wie ich Ihnen zusichere, daß Sie der Gegenstand meines täglichen Gebets und meiner heißesten Wünsche für Ihr Wohl alle Zeit meines Lebens bleiben werden."

Bei diesen Worten legte der Kaw segnend die Hände auf das Haupt des Obersten. Dieser küßte darauf die segnenden Hände und sprach mit von Tränen erstickter Stimme:

"Ich danke Euch, Rabbi, und werde bestrebt sein, Euer würdiger Schüler zu bleiben; lebt wohl und vergeßt meiner nicht."

Als der Oberst die Zelle verlassen hatte, trat der Gefängniswärter Jastrebos ein und überreichte dem Rabbi seine Kleider, um sie gegen das Sträflingsgewand zu vertauschen, sowie seine geringen Habseligkeiten, die ihm bei der Gefangennahme abgenommen worden waren. Der Rabbi hatte noch einen beträchtlichen Betrag in seinem ledernen Geldbeutel und reichte ihn dem Gefängniswärter hin als Ausdruck dankbarer

Anerkennung für die ihm während der Gefangenschaft geleisteten Dienste.

Doch dieser wies das Anerbieten zurück mit den Worten:

„Warum wollt Ihr mich mit Geld abspeisen, während ich doch gesehen habe, daß Ihr dem Herrn Inspektor Euren Segen gegeben habt, indem Ihr ihm die Hände aufs Haupt legtet? Gebt auch mir Euren Segen, der ist mir wertvoller als Tausende von Rubel.“

„Habt Ihr vielleicht einen besonderen Wunsch, so sagt ihn mir und ich will Gott um seine Gewährung bitten, vielleicht gewährt ihn Euch Gott als Lohn für die gütige Behandlung, mit der Ihr einen unschuldig Eingekerkerten bedacht habt.“

„Ich weiß, Ihr seid ein Mann Gottes, und wenn Ihr nur wirklich wollt, so könnt Ihr alle meine Wünsche erfüllen, deshalb vertraue ich Euch an, was ich noch nie über die Lippen gebracht habe, was aber um so heißer in mir brennt. Wenn Ihr wollt, seid so gütig und macht, daß womöglich heute noch ein Blitz vom Himmel niederfährt und den Lump und Säufer von Bootsmann trifft, denn er ist wirklich ein ausgemachter Schurke.“

„Den Wunsch kann ich Euch nicht erfüllen, ja ich könnte ihn nicht einmal vor Gott aussprechen, ohne mich derselben schlechten Gesinnung schuldig zu machen, die Euch erfüllt. Was wollt Ihr denn von dem Bootsmann? Er mag so schlecht sein wie immer, aber ich glaube, es gibt

noch schlimmere in der Welt, warum soll gerade ihn mitten im Winter, wo die Gewitter so selten sind, ein Blitzschlag treffen? Wenn ihn Gott leben läßt, warum wollt Ihr ihn denn tot haben?"

"Seht, Mann Gottes, der ist ein schlechter Kerl. Wenn der beiseite geschafft wäre, so bekäme ich seine Stelle. Sie ist besser als die meinige und ich brauche dann nicht mehr wie ein richtiger Verbrecher mein Leben unter der Erde zuzubringen. Er braucht auch nicht gerade durch einen Blitz kalt gemacht zu werden, wenn's auf eine andere Weise Euch leichter ist, so liegt mir auch nichts daran; nur daß kein Verdacht auf uns fällt, daß wir's ihm eingebrockt haben."

"Laßt den Bootsmann nur ruhig leben, bis ihn Gott selber abrufft. Wenn Ihr ihn um seine bessere Stelle beneidet, so ist er auch wahrscheinlich gar nicht so schlecht, wie Euer Neid Euch glauben machen will. Habt Ihr denn gar keinen andern Wunsch, den ich Euch erfüllen kann, ohne daß damit einem andern ein Schaden geschieht?"

"Ich habe noch einen Wunsch, aber seine Erfüllung steht mit dem ersten in Verbindung, den Ihr mir abgelehnt habt. Meine gute Frau und ich, sind schon mehr als zwanzig Jahre verheiratet und wir haben kein Kind. Ein Kind zu besitzen, ist der Gegenstand unserer Gebete seit unserer Verheiratung. Aber meine Frau meint, wenn wir einen Sohn hätten, der auch wie wir verurteilt wäre, einmal sein Leben unter der

Erde zuzubringen, so wäre es eine größere Gnade Gottes, wenn uns dieser Wunsch versagt bleibt. Deswegen wollte ich erst den Bootsmann beiseite geschafft sehen, damit ich seine Stelle bekomme."

"Der Wunsch, in einem Kinde fortzuleben, ist ein berechtigter, aber wenn Ihr ihn erfüllt haben wollt, muß es ohne alle schlechte Nebengedanken geschehen. Wenn Ihr mir das versprechen wollt, daß Ihr allen Groll gegen den Bootsmann aus Eurem Herzen reißt, so verspreche ich Euch dagegen ein Kind, an dem Ihr noch lange Jahre Eure Freude haben sollt, das selbst lange leben und eine viel höhere und geachtete Stellung in der Welt einnehmen wird als Ihr."

"Weiter brauche ich Euch nichts zu versprechen?" fragte freudig erregt der Gefängniswärter.

"Sonst nichts, als höchstens das eine, daß Ihr das Versprechen auch haltet. Damit ich sehe, ob's Euch damit ernst ist, gebe ich Euch hier zehn Rubel; geht hin und gebt sie dem Bootsmann und sagt ihm, die hättet Ihr zum Abschied von mir bekommen und Ihr schenkt sie ihm als Sühne dafür, daß Ihr bislang so schlecht über ihn gedacht und gesprochen habt."

"Ist das Euer Ernst, dem Lump, dem Schuft, dem Trunkenbold zehn Rubel für nichts und wieder nichts in seinen Säuferrachen zu jagen? Das kann ich nicht, das könnt Ihr auch nicht von mir verlangen."

„Seht Ihr, was hinter Euren Versprechungen steckt? Ihr habt Euch noch kaum bereit erklärt, dem armen Menschen keinen Groll mehr nachzutragen und schon beschimpft Ihr ihn wieder grundloser Weise und könnt's nicht über Euch gewinnen, ihm ein paar Rubel zu geben, die Euch doch gar nichts kosten, als ein bißchen Ueberwindung Eures Neides. Nein, lieber Mann, so gern ich's auch getan hätte, ich kann für Euch nicht beten mit der Hoffnung, daß mein Gebet erfüllt werde“.

Bei diesen Worten trat der Rabbi hinter seinen Bettvorhang, legte seine Gefangenentleidung ab und zog seine eigenen Kleider an. Dabei aber ermahnte er fortwährend den armen Menschen, doch die wenigen Minuten ihres Zusammenseins nicht zu versäumen, um sich gegen einen so geringen Einsatz sein und seines Weibes Lebensglück zu sichern. Als er dann in seinem langen seidenen Kaftan vor ihn hintrat und ihm die Hand zum Abschiede reichte, fühlte er, wie die Hand des Gefängniswärters zitterte. Plötzlich zog er sie zurück und rief:

„Gebt mir das Geld, ich will es dem Bootsmann bringen und dann gebt Ihr mir wirklich Eueren Segen?“

Ohne die Antwort abzuwarten, nahm er die Zehnrubelnote, stürzte damit hinaus und kam nach wenigen Minuten freudestrahlend zurück mit den Worten:

„Ich habe Euren Wunsch erfüllt, ganz so wie Ihr's verlangt habt, Ihr könnt den Boots-

mann selber fragen, wenn er Euch jetzt übersezt."

"Das ist unnötig, denn man sieht es Euch an, daß Ihr die bösen Regungen in Euch überwunden habt; jetzt seid Ihr würdig des Gottessegens, den ich für Euch erflehe." Er ergriff die beiden Hände des Wärters, sprach ein leises, inniges Gebet und verließ, begleitet von der treuen Seele, die Zelle, in der er fast zwei Monate gefangen gewesen war. Ehrerbietig begrüßte ihn der Bootsmann und setzte ihn ans andere Ufer. Jetzt war er frei. Rabbi Mordechai Diefler mit einer kleinen Anzahl von Genossen erwartete ihn daselbst und führte ihn in sein Haus, wo eine große Schar von Freunden und Verehrern des teuren Gastes harzten und die Befreiung des Raw durch ein Festmahl feierten, das alle bis weit nach Mitternacht in gehobener Stimmung zusammen hielt. Wenige Tage darauf, nachdem der Befreite sich von den Aufregungen der Gefangenschaft etwas erholt hatte, verließ er Petersburg und eilte zu den Seinen zurück. Der 19. Kislew ist bis auf den heutigen Tag ein Festtag geblieben. Auf Anordnung des Raw wurden die einzelnen Traktate des Talmud auf verschiedene Gelehrte verteilt und der ganze Talmud so bis zum nächsten 19. Kislew vollständig durchgenommen, ein Brauch, der sich bis heute erhalten.

XVIII.

Mit der Freisprechung und Heimkehr des Raw war die Ruhe jedoch nur äußerlich her-

gestellt. Seine Anhänger empfanden erst jetzt das fränkende Unrecht in seiner ganzen Tiefe, das ihrem Führer fast das Leben gekostet hätte und gaben ihrem Unwillen unverhohlenen Ausdruck. Die Enttäuschung über den Mißerfolg ihrer Umtriebe ließ andernteils die Gegner auf neue Mittel sinnen, um den Chassidismus durch Beiseiteschaffung seines Führers zu bekämpfen.

Dieser selbst aber ließ in seinem edlen Herzen keine Verbitterung über die Unbilden aufkommen, die ihn so schwer betroffen hatten. Er richtete bald nach seiner Freilassung ein Sendschreiben an alle Gesinnungsgenossen, in dem jedes Wort von dem Geiste selbstverleugnender Duldung und rückhaltloser Menschenliebe durchdrungen war, und das uns glücklicherweise erhalten ist. Es möge als beredtes Zeugnis für den Adel der Gesinnung des Raw hier im Auszuge folgen:

„Das schwere Unrecht, das jeder Streit und grundloser Menschenhaß bedeutet, darf ich als bekannt voraussetzen. Es kann daher jeder einzelne unserer Anhänger, der Gott fürchtet und vor seinem Worte zittert, nicht inständig genug verwarnt und ermahnt werden, jeden Anlaß dazu mit Aufgebot aller Aufmerksamkeit sorgfältig zu vermeiden. Es widerstrebt mir, meine innerste Herzensmeinung darüber erst schriftlich zu fixieren, wie sie unablässig darauf gerichtet ist, den Kreis unserer Freunde und Genossen zur Liebe zu be-

stimmen, auch denjenigen gegenüber, die nicht zu unseren Gesinnungsgenossen zählen. Sie alle haben Anspruch auf die Brudersliebe, zu der wir gegen alle Söhne Israels verpflichtet sind. Ich habe deshalb bereits voriges Jahr nach dem Hinscheiden des Gaon von Wilna, gesegnet sei sein Andenken, unsere Gesinnungsgenossen verwarnet und sie auf die folgenschwere Verantwortung hingewiesen, die es bedeutete, wenn jemand sich unterfangen wollte, das Andenken eines solchen Talmid-Chochom durch irgend welchen Tadel oder auch nur den leichfesten Makel zu trüben, wie es für ein solches Gebahren keinerlei Entschuldigung oder gar Rechtfertigung gäbe.

Jetzt aber, da so schwere Zeiten über uns hingegangen sind, könnte jemand glauben, da viele sich mit ihrer Handlungsweise gegen uns auf den verewigten Gaon s. A. berufen, daß meine eindringlichen Verwarnungen etwas von ihrer ernststen Bedeutsamkeit eingebüßt hätten. Ich wiederhole daher zum zweitenmale mit doppeltem Ernst die Warnung an alle unsere Genossen, die nahen und fern, wo sie sich auch befinden mögen: Es gibt keine Entschuldigung und keinen Schein von Rechtfertigung, das Andenken des verewigten Gaon s. A. und die Ehre der Thora, die er vertrat, durch ein verletzendes Wort zu trüben. Denn wir wissen mit ganz zweifel-

loser Sicherheit, daß derartige Dinge nicht von ihm ausgegangen sind und daß es seine Billigung niemals hatte, in dieser Weise gegen uns vorzugehen. Die ganze Zeit seines Lebens ist ein derartiges Unrecht und eine solche Verfehlung nie von seiner Hoheit ausgegangen.

Ich rechne aber dazu auch die anderen Talmide Chachomim und Thoragelehrten, Gott möge sie segnen, die Kleinen und die Großen, auch wenn sie nicht zu unseren engeren Genossen zählen. Gott behüte, ihnen auch nur den Schatten eines Makels anzuhängen, weder durch Worte noch durch die Tat, sei sie groß oder nicht, Gott behüte. Auch wenn es hie und da vorgekommen sein mag, daß ihrem Munde ein Wort entschlüpfte, das in meinen und unserer Genossen Augen nicht zu billigen ist, indem sie sich in geringschätziger Weise über die höchsten Heiligen, wie den Baal Schem tow s. A. und seine heiligen, im Gan Eden ruhenden Schüler, geäußert haben mögen. Solche Vorkommnisse müssen im Gegenteil jeden, der davon hört, bestimmen, der eigenen Persönlichkeit die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden und sich der aufrichtigsten Rückkehr hinsichtlich alles Tuns, Redens und Denkens zu befleißigen. Daß es nicht vollkommen auf Gott gerichtet war, das hat das Unrecht veranlaßt und hat jene bestimmt, Abfälliges über solche

Diener Gottes zu reden, indem man uns als die ihrer Weisung unterstehenden ansieht, die wir ihren Spuren folgen. Deshalb läßt man sie für uns leiden und zählt sie, in Folge unserer Zugehörigkeit zu ihnen, unter die Abtrünnigen.

Das wird uns Heilung bringen. Denn wenn man das erwägt, bricht einem das Herz in der Brust und man kann sich nicht dünkelfaften Sinnes überheben, um solchen Bösednern mit gleicher Münze zu antworten, denn die ganze Gesamtheit ist von Irrtümern befangen, möge Gott jedem einzelnen verzeihen.

Ferner fordere und erbitte ich von von euch, daß es euch zur geläufigen Gewohnheit werden möge, jeden unserer jüdischen Brüder zu lieben, auch wenn sie nicht zu unseren Genossen zählen, und sie mit milder Nachsicht zu beurteilen. Denn in Wirklichkeit besteht doch ganz Israel tatsächlich aus Brüdern, von welchen allen doch das Wort gilt: Ihr seid Kinder Gott, eurem Gott; wie auch ihre Handlungsweise sein möge, sie sind und bleiben Kinder Gottes. Wer ihnen daher Haß im Herzen nachträgt, der lehnt sich gegen ihren Vater im Himmel auf und betrübt ihn. Wen daher seine Gottesfurcht bestimmt, das Wort zu verwirklichen, welches sich gegen die unlautere Gesinnung richtet, die im Herzen das Unglück eines andern

wünscht, wer sich vielmehr mit Redlichkeit und Offenheit jedermann zuwendet, der bewirkt damit, daß auch aus den Herzen der andern die Gehässigkeit und der Neid weicht. Dann wird auch Gott in die Herzen von ganz Israel Frieden, Brudersinn und freundschaftliche Gesinnung senken.

Unser Vater im Himmel kann es mir bezeugen, daß diese Worte der wahre Ausdruck meiner Gesinnung und nicht bloße Form aus äußerer Rücksicht und Furcht sind, denn unsere Sache hat ja durch die Freisprechung einen lichten Ausgang genommen, und unser Recht liegt sonnenklar vor aller Augen da. Ich gebe mich daher der sichereren Ueberzeugung hin, daß bei unseren wirklichen Gesinnungsgenossen diese meine wenigen Worte willfährige Aufnahme finden, und daß nicht ein einziges meiner Worte unberücksichtigt, Gott behüte, bleiben wird.

Da es aber viele gibt, die mit heuchlerischer Scheinfrömmigkeit durch ihre äußere Handlungsweise als zu uns gehörig erscheinen möchten und irrigerweise glauben, sie zählten zu unseren Genossen dadurch, daß sie Ungehöriges reden über solche Gottesfürchtige oder über die große Gesamtheit, die nicht zu unserer Genossenschaft gehört, deshalb verhängte ich hiermit den großen Bann über jeden, der eine ungünstige Aeußerung über einen Gelehrten und Gottesfürchtigen,

der nicht zu unserer Genossenschaft zählt, auch nur anhört, erfolge sie selbst auch nur scherzweise. Ein solcher ist mir sofort brieflich mitzuteilen, um dann zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, wie mit ihm zu verfahren sei. Ein solcher soll meinem Kreis fern bleiben und mir nicht nahe kommen.

Wer dieser Mahnung Gehör schenkt, dem möge es wohl ergehen und Gottes gütiger Segen ruhe auf ihm."

Wenn diese Worte auch sicher bei denjenigen, an welche sie gerichtet waren, nicht ihren Eindruck verfehlten — daß dieser Adel der Gesinnung, — der den Führer auszeichnete, auch alle diejenigen erfüllt habe, die seiner Führung sonst folgten, darf man billig bezweifeln. Es muß auch anerkannt werden, daß es nicht an Herausforderungen seitens der Gegner fehlte, welche die Versöhnlichkeit der Chassidim auf eine harte Probe stellten. Seitdem der gegen den Raw geführte Schlag so vollständig mißlungen war und sogar das Gegenteil, die offizielle kaiserliche Anerkennung der Chassidim zur Folge hatte, kannte die Erbitterung der Gegner keine Grenzen mehr. Dem Führer konnten sie nunmehr allerdings nichts anhaben, aber um so empfindlicher ließen sie seine Anhänger ihren ganzen Mißmut fühlen. Es wird dies in einem Brief bestätigt, den der Raw kurz nach seiner Freisprechung an seinen älteren Kollegen, den damaligen Frankfurter Rabbiner

Rabbi Pinchas Horowitz richtete, der uns ebenfalls in seinem Wortlaut erhalten ist. Dieser Brief ist ein Empfehlungsschreiben für den früheren Syndikus der Wilnaer Gemeinde Rabbi Moscheh Meifels, den letzterer dem Frankfurter Rabbiner persönlich überbrachte. Der Raw schildert darin seine Gefangennahme, sowie seine wunderbare Befreiung und bezeichnet den Ueberbringer als Opfer der Erbitterung gegen die Chassidim, die seit seiner Freisprechung keine Rücksicht mehr kenne.*)

Diese Erbitterung benutzte in schlauer Weise ein besonders verschlagener Gegner der Chassidim, um durch neue Denunziationen das Ohr Kaiser Pauls zu gewinnen. Dieser gefährliche Gegner war der schon oben genannte Rabbi Avigdor, früher Rabbiner von Pinsk und Umgebung. Er war es, der schon Jahrzehnte vorher, durch das Vertrauen, das er beim Gaon R. Elia Wilna genoß, diesen durch erlogene Berichte in den Kampf gegen die Chassidim gedrängt hatte. Avigdor hatte es durch seine Umtriebe zuwege gebracht, daß der frühere Rabbiner von Pinsk, Rabbi Jzchak Halevi, Verfasser des berühmten Werkes „Reduschas Halevi“, einer der gefeiertsten Schüler des Maggid von Meseritz, von Pinsk vertrieben und daß dieses Rabbinat dann ihm selber übertragen wurde.

*) Ausführlicheres über Rabbi Moscheh Meifels enthält die Erzählung: „Zwischen Wilna und Michelstadt“ in der Frankfurter Lokal-Beilage des „Israelit“, Jahrg. 1912, Nr. 1 ff.

Nach wenigen Jahren nahm jedoch die Zahl der Chassidim im allgemeinen und speziell in dem Rabbinatsbezirk Wlgydors derart zu, daß er sich dort nicht behaupten konnte. Irrige Entscheidungen in seiner Amtsführung und besonders seine stark zum Trinken neigenden Lebensgewohnheiten hatten ihn ohnedies als Rabbiner unmöglich gemacht. Er verlor seine Stelle und machte die Chassidim für diesen Verlust verantwortlich. Es lag nahe, daß er mit den Bekämpfern des Chassidismus, die ihren Hauptsitz in Wilna hatten, sich in Verbindung setzte. In Wilna hatte die Gegnerschaft gegen die Chassidim seit dem Tode des Gaon, wie bereits früher bemerkt, den Charakter eines Kampfes um die Gemeindeleitung angenommen. Die Chassidim hatten die Behörden darauf aufmerksam gemacht, in welcher unverantwortlichen Weise man die Gemeindegelder, statt sie ihrer Bestimmung zuzuführen, zur Bekämpfung des Chassidismus verwende. Die Gemeindeverwaltung wurde regierungsseitig ihres Amtes entsetzt und eine größere Zahl Chassidim in die Verwaltung gewählt. Die bisherigen Vertreter wurden außerdem verurteilt, ein Defizit von 13 000 Rubeln, das eine Folge der bisherigen Mißwirtschaft war, zu ersetzen. Es geht aus alledem hervor, zu welcher Bedeutung die Chassidim bereits damals gelangt sein müssen, wenn sie in Wilna, der Hochburg ihrer Gegner, solche Erfolge zu verzeichnen hatten. Die letzteren ließen daher kein Mittel unversucht, die verlorene Position

durch Verdächtigung der Chassidim wieder zu erlangen. Aber nach dem vom Kaiser bestätigten Freispruch des Ram und der kaiserlichen Anerkennung der Chassidim war es nicht leicht, eine geeignete Form zu einem neuen Vorgehen zu finden.

Abigdor wurde der Helfer in der Not, indem er seine persönlichen Anliegen mit denjenigen der Wilnaer verband. Er war in den höchsten Petersburger Kreisen wohlbekannt, hatte sogar schon einmal eine Audienz beim Kaiser gehabt und war auch sonst ein geriebener Kenner aller Schleichwege, die einzuschlagen waren, um mit Aussicht auf Erfolg zu einem zweiten Vernichtungsschlage gegen die verhassten Chassidim auszuholen.

Er richtete eine Eingabe direkt an den Kaiser, in der er auf die Gemeingefährlichkeit einer neuen Sekte hinwies, die er aber wohlweislich nicht mit Namen nannte. Da den Chassidim, durch den vom Kaiser bestätigten Freispruch des Ram, volle Religionsfreiheit zuerkannt worden war, konnte er sie nicht wohl aufs neue verdächtigen. Er sprach daher nur von einer neuen Sekte von Sabbatianern, die sich vom Judentum losgesagt hätte, Diebstahl, Meineid und alle möglichen und unmöglichen Verbrechen für erlaubt erklärte und dadurch eine Gefahr für alle Religionsbekenner des russischen Reichs bilde. Diese ungeheuerlichen Anklagen wurden durch Zitate aus verschiedenen Schriften berühmter chassidischer Autoren in sehr wirkungsvoller Weise begründet. Daß diese Zitate durch Hinzufügungen und Aus-

lassungen gefälscht waren, konnte der Kaiser unmöglich nachprüfen. Avigdor verlangte zudem, der Kaiser solle ohne Hinzuziehung von Räten und Richtern sein Urteil fällen, indem er behauptete, der Kaiser stehe an Gottes Stelle und habe das göttliche Recht zu vertreten, ohne erst Zeugen und Richter hören zu müssen. Er ersuchte ferner, den Raw zu verhaften und ihn ihm gegenüber zu stellen, er wolle dann alles, was er gegen die neue Sekte und ihre Führer hier vorgebracht habe, vor dem Raw vertreten. Schließlich verlangte er für alle Unbilden, die er von Seiten dieser Sekte zu erdulden habe, sowie für seine Amtsentsetzung eine Entschädigung von 13 000 Rubel, also genau denselben Betrag, den die abgesetzten Vorsteher zu Wilna zu zahlen hatten.

Wenn diese Anklagen auch nicht sofort den gewünschten Erfolg hatten, so war doch die Lage der Chassidim durch diese maßlosen Verleumdungen eine sehr kritische geworden. Eine zweite Verhaftung des Raw, der kaum zwei Jahre vorher von jedem Unrecht durch unmittelbare Veranlassung des Kaisers freigesprochen worden war, schien gänzlich ausgeschlossen. Der Kaiser ließ durch die Gouverneure von Weißrußland, Minsk und allen in Betracht kommenden Gegenden feststellen, was ihnen über das Auftreten einer neuen Sekte bekannt sei. Die Berichte der Gouverneure lauteten einstimmig dahin, daß eine neue Sekte unter den Juden nicht bestehe, wenn es sich nicht etwa um die „Karliner“, d. h.

Chassidim handle, die sich aber in keiner Weise etwas zuschulden kommen ließen, weder in politischer, noch in gesellschaftlicher und religiöser Hinsicht.

Ein äußerer Umstand gab jedoch der ganzen Angelegenheit eine andere Wendung. Im Jahre 1800 herrschte in Weißrußland ein großer Notstand, dem eine schwere Hungersnot folgte. Die kaiserliche Regierung schickte den Kommissar Dirfawin nach Weißrußland, um die Ursachen des Notstandes festzustellen und der bäuerlichen Bevölkerung durch materielle Unterstützungen an die Hand zu gehen. Es war vielfach behauptet worden, daß die Bauern im geschäftlichen Verkehr mit den Juden benachteiligt wurden und Dirfawin sollte speziell über diese Behauptung Erhebungen anstellen. Eine der Veranstaltungen, die Dirfawin zur Milderung der Hungersnot traf, war ein Verbot der Branntweimbrennerei, damit für das dazu verwendete Getreide billigeres Brot beschafft werden könne. Der kaiserliche Kommissar brachte nun in Erfahrung, daß in Łosna, dem Rabbinatsitz des Raw, trotz des Verbots von den Juden Branntweimbrennereien betrieben wurden. Er eilte dorthin und überzeugte sich, daß dem so war, worauf er alles vorhandene Getreide konfiszierte und die Brennereien schließen ließ.

Dirfawin machte den Raw, der als Oberhaupt der Gemeinde galt, für diese Gesetzesübertretung verantwortlich und schickte einen sehr ungünstigen Bericht über ihn und das ganze Tun

und Laffen der Chassidim nach St. Petersburg. Dieser Bericht erfolgte etwa vier Wochen später, als die Anklageschrift Avigdors eingereicht worden war und bewirkte in der That den kaiserlichen Befehl, den Raw zum zweiten Male als Gefangenen nach St. Petersburg abzuführen.

Am 9. November 1800 (4. Kislew 5561) wurde der Raw unter strenger Bewachung zum zweiten Male zur Kerkerhaft nach Petersburg abgeführt und zwar dieses Mal wie ein gemeiner Verbrecher. Nur mit Mühe konnte es verhindert werden, daß dem Gefangenen Fesseln angelegt wurden. Obwohl ein einflußreicher Gönner, Bereç aus Witebsk, die Verantwortlichkeit dafür übernommen hatte, daß der Raw zur vorgeschriebenen Zeit in St. Petersburg eintreffen werde, ließ man ihn nicht allein reisen. Zwei Deputierte des Senats, Petrow und Sukin, bildeten seine fortwährende Bewachung auf der Reise. In Petersburg wurde er in strenge, geheime Haft genommen, seine im Hause zurückgelassenen Schriften wurden sämtlich beschlagnahmt und dem Senat zugestellt.

Dieser Schlag traf seine Anhänger völlig unerwartet und war von geradezu niederschmetternder Wirkung. Es war nicht dasselbe Gefängnis, in dem er seine erste Haft verbüßte, und es fehlte ihm jede Möglichkeit, sich mit seinen Petersburger Freunden und Gönnern in Verbindung zu setzen. Statt irgend eines teilnehmenden Freundes wurde ihm im Gefängnis sein Verleumder Avigdor entgegengestellt, um seine An-

Klagen dem Kaw gegenüber selber zu erheben und letzterem die Möglichkeit zu geben, sich dagegen zu verteidigen. Es waren nicht weniger als 19 Anklagen, die Avigdor gegen den Kaw erhoben und gegen die sich der Angeklagte zu rechtfertigen hatte. Anklage und Verteidigung wurden dann von Avigdor und dem Kaw in hebräischer Sprache niedergeschrieben und in russischer Uebersetzung dem Kaiser vorgelegt. Von den 19 Anklagepunkten sind uns nur die letzten 17 erhalten. Von der Verteidigung des Kaw nur die letzten Schlußworte, die im Auszuge lauten:

„Ich vermag die Kränkungen Avigdors und seine Verlogenheiten nicht weiter zu ertragen. Er überhäuft uns mit Anschuldigungen, wie sie nicht einmal zur Zeit der polnischen Herrschaft und ihrer Priester gehört wurden, die uns verlogener Weise bezichtigten, Menschenblut für das Beschäftigt zu gebrauchen und ähnliche Verleumdungen, durch die so viel jüdisches Blut vergossen wurde. Er hat gewiß niemals selber dergartiges gehört oder gesehen, aber wer kann ihm den Mund verschließen, so lange er frei umhergeht? Er räumt ja selber ein, daß er dies alles nur vom Hörensagen kennt und selber nicht weiß, ob es sich in Wahrheit so verhält. Inzwischen stört er die Ruhe unseres gnädigen Kaisers, bevor er die Dinge gerichtlich klargestellt hat. Es ist aber eines treuen Dieners unwürdig,

den Kaiser aus seiner Ruhe zu reißen, bevor er den Gegenstand selber von Grund aus kennt. Hier kann nur Wandel durch den Kaiser selber geschaffen werden. Auf seine große Gnade vertraue ich, daß er von seiner Höhe auch auf mich Gebeugten und Gemüts = Gedrückten herniederschaut, meine Unschuld einsehen und mich aus meiner Gefangenschaft frei ausgehen lassen wird."

Außerdem richtete der Raw eine zehn Druckseiten umfassende Immediat = Eingabe an den Kaiser, in der jedes Wort den Geist tiefinnigster Gottesfurcht und rückhaltloser Ergebenheit und Treue für den Kaiser atmet. Kunstvoll hat der Verfasser es verstanden, in seine Eingabe agadische und kabbalistische Partien einzustreuen und sie so vollstümlich zu behandeln, daß sie auch dem jeder Fachwissenschaft baren nichtjüdischen Leser leicht verständlich sind. Diese Bittschrift hat nach Avigdors eigenen Worten tiefen Eindruck bei Kaiser Paul I. hinterlassen. Dieser günstige Eindruck wurde noch erhöht durch einen Bericht des Gouverneurs Severin, den er am 15. November, also fünf Tage nach der Gefangennahme des Raw dem Kaiser erstattete. Es heißt darin:

"Ich erachte mich verpflichtet, Ew. Majestät mitzuteilen, daß ich durch sorgfältige Nachforschungen und Untersuchungen in die die Geheimnisse der Lebensführung und Bräuche der Karliner Partei und der „Ge-

trennten Russen"*) eingedrungen bin. Aber irgend ein Unrecht oder Widersetzlichkeit gegen die Regierung hat sich bei ihnen nicht nur nicht gefunden, sondern es ist jede Möglichkeit einer solchen Annahme völlig ausgeschlossen. Alle sind dem Throne Sw. Kaiserlichen Majestät mit fester, unwandelbarer Treue ergeben und ebenso leben sie in treuem Gehorsam gegen die Beamten ohne irgendwelche Widersetzlichkeit. In der ganzen Partei ist nichts, das auch nur den Schein von etwas Anstößigem oder die allgemeine Ruhe und den Frieden Gefährdendes hätte. Auch ihr Oberhaupt und Lehrer Baruchowicz**), der nach dem Zeugnis des Gouvernements von Weißrußland in der Stadt Wosna geboren ist, hat sich niemals mit etwas anderem befaßt, als mit dem Studium heiliger Schriften und mit Gebet. Er läßt es sich besonders angelegen sein, Streitigkeiten in kürzester Form, ohne jede schriftliche Verhandlung mit Zustimmung beider Parteien zu entscheiden. Nach dem Zeugnis der genannten Gemeinde gleicht er alle Differenzen in einer Weise aus, daß beide Seiten immer damit einverstanden sind, und niemand hat bisher je eine Beschwerde deshalb erhoben."

Nachhaltiger konnte das von Awigdor ge-

*) Bezeichnung einer von der Staatsreligion abweichenden christlichen Sekte.

**) Sohn des Baruch; Bezeichnung des Raw in den amtlichen Schriftstücken.

spinnene Lügengewebe nicht zerrissen werden, als es durch diese offizielle Kundgebung geschah.

XIX.

Diese vereinzelt günstigen Momente konnten jedoch den Gang des Prozesses nicht aufhalten und ihn nicht einmal beeinflussen, da sie den Richtern völlig unbekannt waren. Das Richter-Kollegium war ein ganz anderes als das frühere und bestand aus Personen, die dem Raw nichts weniger als gut gesinnt waren. — Wie man dazu kam, dem Raw seinen Verleumder zur Verteidigung gegenüberzustellen, darüber gibt die erste gerichtliche Verhandlung Aufklärung.

„Ihr seid schon zum zweiten Male gefänglich eingezogen?“ fuhr ihn der Vorsitzende schroff an.

„Ja, aber ich bin von Seiner Majestät dem Kaiser auf Grund eines Senatbeschlusses freigesprochen worden.“

„Danach seid Ihr nicht gefragt worden, Ihr habt Euch bei Euren Antworten genau an die Frage zu halten und das Gericht nicht durch Abschweifungen von dem Tatbestand abzulenken. Ihr seid also schon einmal verhaftet worden?“

„Ja.“

„Ihr seid der Gründer und Leiter einer geheimen jüdischen Verbindung, die sich vom Judentum losgesagt hat?“

„Nein.“

„Ihr stellt das in Abrede? Ihr wollt also leugnen, daß Ihr der anerkannte Führer der ‚Karliner‘ seid, wie man diese Partei nennt,

oder der ‚Chassidim‘, wie sie sich selber nennen?“

„Das erkenne ich vollkommen an. Aber ich bestreite, daß ich der Gründer dieser Verbindung bin, daß sie eine geheime Verbindung ist und daß sie sich vom Judentum losgesagt hat.“

„Und Ihr könnt das beweisen?“

„Gewiß.“

„So tretet den Beweis an, aber macht's kurz.“

„Die Ehre, diese Richtung begründet zu haben, kann ich nicht beanspruchen; ich habe sie vorgefunden. Ihr Gründer ist Rabbi Israel Baal Schem tow, der bereits im Jahre 1761 starb. Es handelt sich also um eine Verbindung, die Jahrzehnte zurückreicht. Ein hervorragender Schüler dieses Begründers war Rabbi Dow Beer in Meseritsch, der im Jahre 1773 der üblichen Zeitrechnung starb. Dieser hat die Lehren seines Lehrers in ein System gebracht und eine große Zahl auserlesener Schüler dafür gewonnen, die heute als Rabbiner in vielen Gemeinden wirken. Zu den Schülern dieses letzteren gehöre auch ich und folge seinen lichten Spuren, für die ich andere zu gewinnen suche, das ist alles.“

„So harmlos, wie Ihr die Sache darzustellen sucht, kann sie nicht sein. Wäre sie es, warum habt Ihr Euch denn von den anderen Juden losgesagt, indem Ihr besondere Synagogen habt, in welchen Ihr Euer Gebet verrichtet?“

„Wir haben uns von der Judenheit und von dem Judentum niemals losgesagt. Mit dem

Worte Chosid bezeichnet der jüdische Sprachgebrauch jemanden, der ein übriges, der überall mehr als die gebotene Pflicht tut. Darin liegt die Anerkennung ausgesprochen, daß auch die übrigen ihre Pflicht erfüllen und daß wir uns nur dem Grade nach unterscheiden.“

„Also unterscheidet Ihr Euch doch von den anderen Juden, worin besteht nun diese Unterscheidung?“

„Die Chassidim und ihre Gegner stehen von Hause aus beide auf dem Boden des geschichtlichen Judentums. Beide erkennen die schriftlich und mündlich überlieferte Thora und die Verpflichtungskraft ihrer Anordnungen an, wie ihnen auch die rabbinischen Satzungen unverbrüchliche Lebensnormen sind. Was sie scheidet, ist nicht das Gesetz und seine Erfüllung, sondern der Geist des Gesetzes, die Gesinnung, mit welcher es vollzogen wird und die Absicht, mit welcher man an die Ausübung der Pflichten herantritt. Aber selbst diese Verschiedenheit ist es in Wirklichkeit nur dem Grade nach. Denn wenn unsern Gegnern auch die Tat, die in der gewissenhaften Ausführung aller Pflichten zum Ausdruck kommt, das Wesentliche, in erster Reihe zu Berücksichtigende ist, so dringen sie deshalb doch ebenfalls auf die rechten Gedanken und die reine Absicht, welche jede Tat begleiten sollen. Die Chassidim legen jedoch den Schwerpunkt auf diese Gesinnung und sprechen der sonst noch so korrekten Handlung den vollen sittlichen Wert ab, wenn sie nicht von der rechten Gesinnung

getragen ist. Diese rechte Gesinnung für unser Tun und Lassen zu erreichen, wird durch das Gebet bewirkt. Dieses gilt uns als mächtiges Mittel, die volle Hingebung an Gott zu erlangen. Daher ist es inniger und von längerer Dauer als bei unseren Brüdern. Um daher jeden Anstoß zu vermeiden, sind wir darauf bedacht, uns an besonderen Gebetstätten zu versammeln. Es handelt sich dabei nicht um eine Trennung und Scheidung und noch viel weniger um eine Bosfagung von unseren jüdischen Brüdern, sondern lediglich um einen Ausdruck des Bewußtseins unserer Zusammengehörigkeit, der alles vermeiden möchte, woran sich die in einem Raume Vereinigten leicht stoßen könnten. Sonst liegt nichts vor, worin sich der chassidische Jude von dem anderen unterscheidet."

"Nichts? Ihr habt aber doch noch eine Geheimwissenschaft, die Kabbala?"

"Die Wissenschaft der Kabbala wird von den Chassidim und Nicht-Chassidim mit derselben Hingebung und Verehrung gepflegt. Sie ist daher kein Merkmal der Unterscheidung und könnte deshalb hier völlig ausgeschaltet werden. Ich möchte nur einen Augenblick dabei verweilen, um die Bezeichnung richtig zu stellen, welche die Kabbala als eine Geheimlehre darstellt, wenn es der hohe Gerichtshof nicht als eine Abschweifung von unserem Gegenstand ansieht."

"Ihr bestreitet also, im Gegensatz zu der allgemeinen Ansicht, daß die Kabbala eine Geheimlehre sei; dieser Beweis würde, wenn er Euch

gelingt, den Gerichtshof ganz gewiß sehr interessieren."

„Es wird das nicht schwer sein. Die allgemeine Ansicht kann hier so wenig wie bei jeder anderen Wissenschaft von ausschlaggebender Bedeutung sein. Wie kann man auch nur mit einem Schein von Recht von einer Geheimwissenschaft der Kabbala sprechen, wenn über ihre einzelnen Zweige eine ganze Literatur vorhanden ist, die jedem, der die erforderlichen Vorkenntnisse besitzt, zugänglich ist? Sie ist in den Ruf einer Geheimwissenschaft gekommen, nicht mit Rücksicht auf die Gegenstände, die sie umfaßt, sondern lediglich deshalb, weil sie in alter Zeit nur mündlich vom Lehrer dem Schüler überliefert wurde. Sie umfaßt das Wesen Gottes, seine Handlungsweisen, wie sie in den verschiedenen Gottesnamen niedergelegt sind, sie enthält kosmogonische, philosophische und philologische Untersuchungen von ungewöhnlicher Schärfe und Tiefe, alles Disziplinen, die ihrer ganzen Natur nach der großen Masse nicht zugänglich sind und bei ihr leicht zu Mißverständnis und Mißbrauch führen können. Daß bei diesen Forschungen verschiedene, oft völlig entgegengesetzte Anschauungen sich geltend machen können, liegt auf der Hand. Aber diese Verschiedenheit der Auffassung kommt bei den Meistern der Kabbala sowohl auf seiten der Chassidim wie ihrer Gegner vor, sie ist es also nicht, die einen Zwiespalt zwischen den beiden erklären könnte.“

„Aber in den Anklagen, die gegen die Chasidim und gegen Euch speziell erhoben werden, wird doch die Beschäftigung mit der Kabbala wiederholt scharf hervorgehoben. Wie wäre es möglich, daß Euere Gegner selber die Wissenschaft betreiben, deren Pflege sie Euch vorwerfen?“

„Solange ich keinen Einblick in den Wortlaut der Anklagen habe, ist es schwer, sie zurückzuweisen. Wenn diese Anklage ein Niederschlag der Bemänglungen und Verdächtigungen ist, die sonst von unseren Gegnern erhoben werden, so dürfte es sich dabei nicht so sehr um das Studium der Kabbala als um ihre Popularisierung handeln. Die werbende Kraft dieser göttlichen Wissenschaft hat uns viele Anhänger aus den Kreisen unserer Gegner zugeführt und führt uns täglich noch neue hinzu. Sie ist ihnen daher ein Dorn im Auge, den sie aber mit vielen, mehr oder weniger plausiblen Bedenken verhüllen. — Unsere Gegner geben zu glauben vor und mögen es zum Teil auch wirklich glauben, daß die Verbreitung dieser Wissenschaft in der Masse des Volkes eine drohende Gefahr für die Gesamtheit sei. Nur durch den Mißbrauch der Kabbala war es dem Pseudo-Messias Sabbatai Zewi gelungen, den großen Teil der jüdischen Zerstreuten zu berücken und den Bestand der ganzen Judenheit zu gefährden. Ein zweiter Betrüger, Frank, hat mit denselben Mitteln dasselbe Unglück heraufbeschworen. Sie glauben daher oder geben zu glauben vor, daß durch

Verbreitung der Kabbala in allen Schichten des Volkes seitens der Chassidim diesem Wahn aufs neue Vorschub geleistet werde, ja daß die Verbreiter selber geheime Sabbatianer und Frankisten seien, die sich wie jene Betrüger, äußerlich mit dem Schein aufrichtiger Anhänger des Judentums umgeben, um es dadurch um so erfolgreicher bekämpfen zu können. — So verletzend und kränkend diese ganze grundlose Unterstellung auch für uns ist, so habe ich trotzdem immer meine Freunde und Genossen darauf hingewiesen, daß die Motive, aus welchen sie fließt, rein und lauter sind. Unsere Gegner mögen ohne Beweis, ohne irgendwelche begründete Unterlage uns die gehässigsten Dinge andichten, das kann ich in der allgemeinen Erregung und Begriffsverwirrung begreifen und daher verzeihen. Aber daß man einen hohen Gerichtshof mit solchen grundlosen Verdächtigungen zu behelligen wagt, daß man sich damit selbst bis zum Kaiser drängt und daß man höheren Ortes mit solchen unerwiesenen Verleumdungen Eindruck zu machen scheint, das ist eine kränkende Verletzung unserer heiligsten Menschenrechte, für die mir jedes Verständnis abgeht."

„Die Beschuldigungen, die gegen Euch erhoben werden, scheinen doch nicht so in der Luft zu schweben, wie Ihr uns da glauben machen wollt. Wir haben die Schriften des Rabbi Israel Baal Schem und seines Schülers in Meseritsch, aus welchen ein sachkundiger Rabbiner uns durch wörtlich angeführte Stellen den Nach-

weis geliefert hat, daß sie nicht nur dem Glauben an falsche Messiasse Vorschub leisten und dadurch der ganzen Judenheit gefährlich sind, sondern daß sie auch der Völlerei und Schwelgerei, dem Diebstahl und dem Mord das Wort reden, somit im höchsten Grade gemeingefährlich sind. Auch Cuere eigenen Schriften liegen uns vor und sie enthalten so viel zur Beschönigung einer ausschweifenden zügellosen Lebensführung, daß uns Cuere Gemeingefährlichkeit als erwiesen gelten muß.“

„Herr Präsident! Rabbi Israel Baalschem tow hat keine Schriften verfaßt. Nach seinem Tode hat einer seiner Schüler Aussprüche seines Lehrers unter dem Titel: „Das Testament des Baal Schem tob“ zusammengestellt, die allerdings echt sind und von Rabbi Israel herrühren. Wenn sich unter diesen Aussprüchen, sowie in den Schriften seines Schülers, des Rabbi von Meseritsch oder in den von mir herausgegebenen Büchern auch nur ein einziger Ausspruch findet, der einen gemeingefährlichen Charakter in dem hier erwähnten Sinne hat, so gebe ich hiermit meinen ganzen Prozeß verloren. Wenn aber dieses alles erlogen ist, wenn die angezogenen Stellen aus dem Zusammenhange gerissen, durch Zusätze und Auslassungen entstellt und gefälscht sind, dann darf ich wohl die Bitte wagen, mich nicht zu verurteilen, bis ich alle Einzelheiten dieser Anklage kenne und so in der Lage bin, mich dagegen zu verteidigen.“

Ein jüngerer Richter ergriff darauf das

Wort und meinte, das Verlangen des Angeklagten sei ein durchaus gerechtfertigtes. Er schlage vor, alle Anklagepunkte zusammenzustellen und sie dem Angeklagten zu überweisen mit der Aufforderung, seine Verteidigung schriftlich einzureichen.

Die Ausführung dieses Vorschlags war jedoch unmöglich, weil der Raw nicht das Russische und die Richter nicht das Hebräische verstanden. Man verfiel daher auf den Ausweg, dem Raw seinen Berleumder gegenüberzustellen. So peinlich diese Gegenüberstellung auch für den Raw an und für sich war, so war sie doch das einzige Mittel zu seiner vollen Rechtfertigung. Daß sie ihm vollkommen gelang, beweist die günstige Wendung, die der Prozeß sofort nahm.

Die Untersuchung vor der geheimen Gerichts-Abteilung ergab die völlige Unschuld des Raw in allen Punkten. Am 27. November erfolgte an Allerhöchster Stelle an den Senat die Aufforderung, die Streitsache zwischen den Juden Avigdor Chajimowitsch und Salomon Baruchowitz soweit zu behandeln als es die religiöse Seite der Sache betrifft, und Bestimmungen zu treffen, nach welchen die Partei der Chassidim und die andern jüdischen Gemeinden in Zukunft sich führen sollen. Unmittelbar darauf wurde der Raw aus seiner Haft entlassen, die diesmal im ganzen nur etwa 14 Tage gedauert hatte. Aber an seine Entlassung war die Bedingung geknüpft, daß er Petersburg nicht verlassen dürfe, bis sein Prozeß völlig entschieden sei. Den ganzen

Winter hindurch mußte er fern von seiner Familie und seinem Wirkungskreise in St. Petersburg verbringen. Er richtete anfangs März ein Gesuch an den Senat mit der Bitte, seinen Prozeß zu beschleunigen, jedoch ohne Erfolg. Inzwischen war sein hartnäckiger Gegner fort und fort bemüht, seine Verdächtigungen und Verleumdungen an den maßgebenden Stellen gegen den Raw zu verbreiten. Er verlangte Einblick in die Verteidigungsschrift des Raw, was ihm jedoch abgeschlagen wurde.

Da trat am 11. März ein Ereignis von weitgehender Bedeutung ein; Kaiser Paul I. starb plötzlich. Bei der Geneigtheit, die der Kaiser dem Raw wiederholt bekundet hatte und die wohl auch die Ursache seiner raschen Haftentlassung war, mußte dieser Tod dem Raw als besonders harter Schlag erscheinen. Für den Nachfolger Paul I., Alexander I., der noch in demselben Monat als Kaiser gekrönt wurde, war der Raw eine völlig unbekannte Persönlichkeit. Es war zu befürchten, daß er den fortgesetzten Denunziationen Abigdors ein geneigteres Ohr entgegenbringen werde, so daß das Schlimmste zu erwarten war. In Briefen, die der Raw später nach seiner völligen Befreiung an befreundete Persönlichkeiten richtete, sagt er wiederholt, daß seine zweite Befreiung ein viel größeres Wunder gewesen sei, als die erste.

Es ist in Rußland Sitte, daß die drei ersten kaiserlichen Amtshandlungen eines neugewählten Kaisers sich durch Nachsicht und Milde auszeich-

nen, daß es Gnadenakte sind, welchen die ersten kaiserlichen Unterschriften gelten. Durch besondere göttliche Fügung war der Prozeß des Raw das erste Schriftstück, unter welches Alexander I. seine Unterschrift setzte und ihm damit die volle Freiheit schenkte. Die Rückkehr des Raw in seinen Berufskreis war ein Triumphzug, den seine täglich an Zahl wachsenden Anhänger und Verehrer vollbrachten. Die überschäumende Freude über die zweite Befreiung des großen Mannes floß aus dem Bewußtsein, daß die nun von zwei Kaisern unterschriftlich genehmigte Unantastbarkeit nimmermehr in Frage gestellt werden könne und daß die durch den Führer so glänzend vor den höchsten Würdenträgern des Reichs vertretene Sache des Chassidismus keine gehässigen Nachstellungen mehr zu fürchten habe.

Diese Hoffnung erwies sich jedoch als trügerisch. Die Gegner und an ihrer Spitze der Ränkeschmied Avigdor setzten ihre Verdächtigungen und Verleumdungen fort, in der Meinung, unter Alexander I. zu erreichen, was ihnen unter der Herrschaft Paul I. nicht gelungen war. Der Raw erhielt von diesen fortgesetzten Nachstellungen Nachricht und wandte sich wiederholt an den Senat um Schutz gegen diese Angriffe. Ob diese Eingaben, die in ihrem Wortlaut nicht mehr vorhanden sind, den gewünschten Erfolg hatten, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Dagegen griff eine höhere Macht zugunsten des Raw ein. Avigdor, der bei aller Schlaueit und Dreistigkeit dem Raw und den Chassidim nichts anhaben

konnte, verlor das Vertrauen seiner Hintermänner. Sie ließen ihn fallen. Dasselbe Schicksal traf seine Komplizen, welche die Verfolgung des Raw mit Geld unterstützt hatten. Er kam einige Jahre später als Bettler an die Tür des Raw. Dieser ließ ihm eine Gabe reichen, ohne ihn vor sich zu lassen. Die eigenen Söhne Awigdors wankten sich von ihrem Vater ab und verleugneten ihn, indem sie sich nicht mit dem väterlichen Namen zur Thora aufrufen ließen. Sie wurden eifrige Chassidim und suchten durch ihre begeisterte Hingabe an den Chassidismus, das schwere Unrecht zu sühnen, das auf ihrem Vater lastete.

Erst jetzt konnte der Raw in Ruhe und Frieden seine Wirksamkeit in großzügiger Weise entfalten. Sein Geburtsort Kosna, die Stätte seiner bisherigen Wirksamkeit, an der er so viel Herbes zu ertragen hatte, schien ihm jedoch dazu nicht geeignet. Er verließ Kosna nach etwa zwanzigjähriger Tätigkeit und siedelte nach Ladi über. Ladi war eine kleine, kaum 3000 Seelen zählende Stadt im Gouvernement Mohilew. Hier, wo es ihm vergönnt war, in Ruhe die Gaben seines Geistes und Herzens zu entfalten, hat seine Wirksamkeit ihren Höhepunkt erreicht. Er lebt daher vorzugsweise als der „Raw von Ladi“ in dem Gedächtnis der Hunderttausende fort, welche heute der Richtung angehören, die sein genialer Geist angeregt und ausgebaut hat. Zur Kenntnis des reichen Innenlebens dieses Großen sind die Jahre des Aufenthalts in Ladi von ganz besonderer Bedeutung.

XX.

Die nun folgende Periode der Ruhe benützte der Raw, um in persönlichen Verkehr mit den ersten talmudischen Größen seiner Zeit zu treten. So hoch er auch die kaiserliche Anerkennung seines Wirkens zu schätzen wußte, viel mehr als diese lag ihm am Herzen, seine eigenen Brüder, die ihm bis jetzt als unversöhnliche Gegner gegenüberstanden, zu überzeugen, daß diese Gegnerschaft auch nicht den leisesten Schein einer Berechtigung hatte. Nichts war so geeignet, allen gegen den Chassidismus gehegten Verdächtigungen und Beschuldigungen jeden Boden zu entziehen, als die bloße Persönlichkeit des Raw. Schon sein Aeußeres hatte etwas so Imponierendes, daß er die Augen aller auf sich zog. Sein Freund und Gönner, der Gendarmerieoberst Dundukoff, war davon so betroffen, daß er sein Bild bei seiner ersten Gefangennahme 1798, von dem berühmtesten Porträtmaler Petersburgs, Pawatschewska, malen ließ. Aus dem Nachlaß des Obersten ging das Bild später in den Besiß des Grafen Tischkowitz über, der es in seiner Gemäldesammlung aufstellte, ohne zu wissen, wen dieses Bild darstellt. Erst vor wenigen Jahren stieß ein jüdischer Maler auf dieses Bild in der gräflichen Bildergalerie, das einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er deshalb den Grafen befragte. Dieser wußte nur, daß es das Bild eines bei den Juden hochberühmten Rabbiners sei, das in russischer Sprache die Unterschrift trug: „ S a l o m o n

Baruchowitz in Lofna." Durch den Maler erhielt ein Enkel des Raw Kenntniss von dem Bilde, und diesem gelang es, von dem Grafen die Erlaubnis zu erhalten, eine Kopie nehmen zu dürfen, der auch das dieser Erzählung beigegebene Porträt nachgebildet ist.

Jedoch noch mehr als seine äußere Erscheinung waren es die Vorzüge des Geistes und Herzens, durch welche der Raw auf jeden, der mit ihm in Berührung kam, einen ungewöhnlich nachhaltigen Eindruck machte. Unter den hervorragenden Leuchten der Thorawissenschaft, an welcher die russische Judenheit damals besonders reich war, suchte er die gefeiertesten Größen auf: Rabbi Moscheh Chefez in Zamos und Rabbi Joel in Amzislow, sowie den reichen und gelehrten Mäcen aller Thoragelehrten, Rabbi Josua Zeitlin in Sklow. Alle drei waren ausgesprochene Gegner des Chassidismus und machten bei dem Besuch des Raw auch keinen Hehl aus dieser Gegnerschaft. Sie empfingen ihn meist kühl und ablehnend und forderten ihn nicht einmal auf, Platz zu nehmen. Selbst erprobte Meister der Thorakunde, waren sie leicht geneigt, die Meisterschaft des chassidischen Rabbi auf diesem Gebiete zu unterschätzen. Da aber, wenn Rabbinen alten Schlags sich besuchten, die Thora der erste und letzte Gegenstand der Unterhaltung war, so wußte der Raw es stets einzurichten, daß ihm seine Gegner die schwierigsten Probleme und Fragen vorlegten. Die Vertrautheit mit allen Materien, der Scharfsinn, die Belesenheit,

womit er alle Schwierigkeiten zu lösen verstand, verblüfften die Gegner derart, daß sie nicht umhin konnten, seine Meisterschaft anzuerkennen. Sie behandelten ihn dann nicht nur als ebenbürtig, sondern erkannten auch, wie es wahrhaft großen Männern ziemt, freudig die Ueberlegenheit des Gegners an. Diesen Umschwung der Gesinnung benützte dann der Raw, um alle Bedenken und Einwände zu widerlegen, welche gegen die chassidische Lebensführung von den Gegnern geltend gemacht wurden. Er wies darauf hin, wie diese Gegnerschaft jeder Begründung entbehrte, wie sie auch niemals diese Schärfe angenommen hätte, wenn es nicht der verewigte Gaon Rabbi Elia von Wilna gewesen wäre, der diesen Kampf mit seinem nimmer ermüdenden Eifer bis zu seinem Hinscheiden geführt hätte. Aber dieser engelreine, göttliche Fürst der Thora sei selber durch falsche Berichte getäuscht worden, seine eigenen Schüler und treuesten Anhänger hätten dies im Laufe der Zeit eingesehen. Während diesen sonst in allen Punkten ihrer Lebensführung die Lehre und das Beispiel ihres Lehrers maßgebend sei, hätten sie die Bekämpfung der Chassidim als einen Irrtum erkannt, den sie nicht teilen. Sie verkehren mit den Chassidim, sie verschwägern sich mit ihnen, sie machen von ihren rituellen Einrichtungen ohne alle Bedenken Gebrauch, obwohl dies alles der Gaon seinerzeit untersagt hatte.

In der That war die Gegnerschaft des Gaon und seiner Gesinnungsgenossen nicht so sehr

gegen den Chassidismus an und für sich, als gegen die mißbräuchlichen Folgen gerichtet, die man von dem Auftreten der Chassidim fürchtete. Diese Bedenken vollständig zu zerstreuen, war niemand geeigneter als die Persönlichkeit des Raw, diese Verkörperung aller Frömmigkeit, aller Thorapflege, der selbstlosesten Bescheidenheit und der glühendsten Menschenliebe. Diesem Wortführer und Pfadfinder des Chassidismus haftete kein Hauch eines Makels an, seine unerreichte geistige und sittliche Größe war die wirksamste Propaganda für die von ihm vertretene Sache. Auf diese Weise milderte der Raw nicht nur die Gegnerschaft gegen den Chassidismus, sondern viele selbst hervorragende rabbinische Autoritäten wurden aus Gegnern Anhänger, und ungezählte Tausende aus vielen Gemeinden folgten diesem Beispiele.

Nicht durch Ueberreden, nicht durch Agittieren, sondern lediglich durch die werbende Kraft seiner gottbegnadeten Persönlichkeit zog der Raw die Menschen zu sich heran. Die Pietät seiner Verehrer hat schon bei Lebzeiten und noch mehr nach seinem Tode das Haupt des Gefeierten mit einem von Wahrheit und Dichtung gewobenen Kranze verklärt, welcher den großen Mann als einen Wundertäter und als einen solchen feiert, der über außerirdische, übernatürliche Kräfte verfügt. Er hat mit Entschiedenheit alle diese Bestrebungen durch Wort und Tat abgewiesen und immer die Gefahren betont, die von solchem Wunderglauben unzertrennlich sind. Er hat dies

nicht nur im persönlichen Verkehr allen denjenigen gegenüber getan, die ihn auffuchten, um seinen Beistand für materielle, geschäftliche Unternehmungen zu erbitten, sondern er hat der Bekämpfung dieses Wunderglaubens ein ganzes Kapitel in seinem Werke „Tanjo“ gewidmet. Es ist das Kapitel XXII in dem „Iggeres Hafaubesch“ betitelten Teil dieses Werkes, dessen einleitende Worte deshalb hier folgen mögen:

„Freunde, Brüder und Genossen! Auf Grund meiner tieferen Liebe für Euch, die sich in offene Zurechtweisung kleidet, richte ich die Mahnung an Euch: Lasset einmal alle vergangenen Zeiten und Geschlechter Revue passieren, habt Ihr irgendwo den Brauch gefunden in den Schriften der Weisen Israels der früheren oder späteren Zeiten, daß es als anerkannte Gepflogenheit gegolten habe, einen Rat zu verlangen in materiellen Anliegen, was man da zu tun habe? Selbst bei den früheren großen Weisen Israels, wie es die Tanaim und Amoraim waren, welchen doch kein Geheimnis verborgen und denen selbst die Bahnen der Himmelskörper in heller Klarheit geläufig waren? Derartiges kam nur bei wirklichen Propheten vor, wie es Samuel der Seher war, den Saul aufsuchte, um Gott wegen der Eselinnen zu befragen, die sein Vater verloren hatte. Denn in Wahrheit können außer den Worten der Thora und der Gottesfurcht

alle menschlichen Anliegen nur durch Prophetie erlangt werden; die Weisen aber haben selber kein Brod. Sagen doch die Weisen, daß außer Gottesfurcht alles in Gottes Hand liegt. Unter die sieben Dinge, welche dem menschlichen Wissen verborgen bleiben, zählen sie, daß kein Mensch wisse, wie er auf Gewinn bringende Weise sich am besten ernähren könne und wann das Davidische Königstum wieder hergestellt werde. Sie haben somit beide gleichgestellt (d. h. das erstere ist wie das letztere ein menschlicher Kenntniss verhülltes Geheimnis). Wenn nun ein Wort Jesajas auch den Weisen als Ratgeber bezeichnet und unsere Lehrer von dem Thoraweisen sagen, daß man bei ihm Rat einholen könne, so gilt das nur für die Worte der Thora, wie unsere Lehrer sagen, — daß unter einem Ratgeber (Joz) ein solcher zu verstehen sei, der die Astronomie verstehe. Die auf Grund astronomischer Kenntnisse sich aufbauende jüdische Kalenderekunde ist dasjenige, was in der Sprache der Thora Rat und Geheimnis heißt, nach Raschi zu Talmud Sanhedrin Fol. 87."

Er weist sodann des weiteren darauf hin, wie die erklärliche und entschuldbare Ueberschätzung irdischer Anliegen Leute veranlasse, in bedrängter materieller Lage von Stadt zu Stadt zu wandern und Ratschläge einzuholen, statt sich selber an Gott zu wenden, zu ihm zurückzukehren und mit

demütigem Sinne und Unterordnung aller persönlicher Interessen Gottes Züchtigung in Liebe hinzunehmen.

Es sind herrliche Worte und goldene Winke, mit welchen er sich noch weiterhin gegen diesen Mißbrauch wendet, aber das hier Mitgeteilte dürfte genügen, um über allen Zweifel klar zu stellen, wie ihm dieser Wunderglaube zuwider war und wie er durch seine Persönlichkeit ihm sicher keinen Vorschub leistete.

Das schließt jedoch nicht aus, daß sein heller Geist, sein gründliches, vielseitiges Wissen, seine seltene Menschenkenntnis ihn zum berufenen Ratgeber für die schwierigsten Lebenslagen machte und daß seine Menschenliebe diesen Rat niemandem versagte, der ihn darum ansprach. Ebenso erklärlich ist es, wenn bei schweren Schicksalsschlägen die davon Betroffenen dem Gebet eines Mannes vertrauten, der mit jedem Atemzuge im Dienste Gottes stand, daß dann sein mit den Leiden anderer so tief mitleidendes Herz sich im Gebete vor Gott ergoß und gewiß auch vielfach die ersehnte Erhörung fand. Diese und andere Umstände, verbunden mit dem Martyrium einer zweimaligen Kerkerhaft haben den Raw mit einem Glorienschein umgeben, gegen den sich seine schlichte, bescheidene Selbstlosigkeit erfolglos auflehnte. Er hat ihn durch diese Anspruchslosigkeit sicher noch gesteigert, da die Ehre ja demjenigen folgt, der sie flieht.

Diese schlichte, anspruchslose Einfachheit und Sparsamkeit machte sich auch in der ganzen

Führung seines Hauses und besonders in der Erziehung seiner Kinder und Enkel geltend. Er wies sie immer wieder darauf hin, daß ein Rabbiner, der von Gemeindemitteln lebe, sich so einfach als nur möglich führen müsse und daß es ihm schlecht anstehe, durch Aufwand und kostspieliges Auftreten zu glänzen. Von den vielen charakteristischen Zügen, die darüber verbreitet sind, sei hier nur einer erwähnt.

Sein berühmter Enkel, Rabbi Menachem Mendel, Verfasser des Werkes „Zemach Zedek“, trug als jung verheirateter Mann einen kostbaren Gürtel. Da er wußte, daß der Großvater das nicht gerne sah, legte er ihn immer ab, sobald er in dessen Nähe war. Einmal ließ ihn der Großvater auf sein Zimmer rufen und in der Eile vergaß er den Gürtel vorher auszuziehen. Der Großvater nahm sofort Anstoß an dem kostbaren Kleidungsstück und fragte was der Gürtel koste.

„Fünfzehn Rubel.“

„Fünfzehn Rubel? Das ist unerhört. Bist Du denn ein so reicher Mann, daß Du Dir solchen Luxus gestatten kannst?“

„Ich habe 2000 Rubel Mitgift erhalten und glaubte, daß ich mit Rücksicht auf meine junge Frau und ihre Familie mich besser kleiden müsse.“

„Was denkst Du mit den 2000 Rubeln anzufangen?“

„Ich möchte sie in das Geschäft des Herrn

. geben, wodurch ich einen mäßigen, jährlichen Gewinn von dem Gelde haben werde."

"Und wenn das Geschäft sich nicht als so gut fundiert erweisen sollte und Du den Gewinn und Dein Kapital verlieren würdest, was dann?"

"Wo denkst Du auch hin? Du kennst doch selber den Inhaber des Geschäfts als einen frommen, redlichen und reichen Mann und seine Firma erfreut sich des besten Rufes?"

"Das ändert nichts an meinen Bedenken. Er ist jetzt allerdings ein reicher Mann, aber sein Geschäft könnte in Rückgang kommen und er könnte arm werden, so daß Du keinen Ertrag von Deinem Kapital hättest und am Ende dieses selbst gar verlierst."

"Aber ich wüßte nicht, wie ich mein Geld besser anlegen könnte, weißt Du eine bessere Anlage?"

"Ich weiß eine bessere", antwortete der Großvater und öffnete dabei eine Truhe. "Das ist meine Bedoko-Kasse, hier liegt das Geld, das ich für Arme, Kranke und Hilfsbedürftige jeder Art sammle. Lege Deine 2000 Rubel dazu, dann ist Dir Dein Kapital jedenfalls gesichert; Du kannst es teilweise oder ganz jederzeit zurück haben, und für die Zinsen lasse Gott sorgen."

Der Enkel sah den Großvater verwundert an, er hielt den Vorschlag für einen bloßen Scherz und schien wenig Neigung haben, darauf einzugehen. Dieser aber sagte:

„Ich meine es ganz im Ernst. Wenn Du Dein Geld in meine Zedoko-Kasse legst, sind Dir Kapital und Zinsen sicher, wenn Du es aber einem Manne anvertraust, auch wenn er heute reich ist, so riskierst Du beides. Wir leben in einer sehr bewegten Zeit, in der das Glücksrad noch rascher kreist als sonst und in der kein Reichtum seinem Besitzer dafür bürgt, daß er morgen kein Bettler ist.“

Der Vorschlag wollte jedoch dem jungen Mann nicht zusagen. Mit der Bemerkung, daß er sich die Sache überlegen wolle, verließ er den Großvater. Er hatte sich's bald überlegt und übergab sofort sein Geld dem Inhaber des Handlungshauses, damit der Großvater ihn nicht etwa nachträglich noch in seinem Entschlusse wankend machen könne.

Wenige Wochen später brannte das Handlungshaus ab, dem er sein Vermögen anvertraut hatte. Es stellten sich Zahlungsschwierigkeiten ein und der Inhaber des Hauses verlor Hab und Gut so vollständig, daß er die Mildthätigkeit in Anspruch nehmen mußte. Als der Enkel dem Großvater davon Mitteilung machte, sagte dieser:

„Ihr jungen Leute habt kein Gottvertrauen und kein Vertrauen in die Worte Eurer Eltern und Lehrer. Euer Vertrauen habt Ihr, wenn Ihr's habt, am unrichtigen Ort. Du vertraust dem Reichtum eines reichen Mannes, und Deinem Großvater schenkst Du kein Vertrauen. So hat man früher nicht gehandelt. Ich will Dir ein-

mal eine Erfahrung aus meinem eigenen Leben mitteilen, damit Du siehst, was vertrauensvolle Hingebung an die Worte der Weisen heißt."

Der Enkel wagte nicht, dem Großvater ins Auge zu schauen, doch dieser fuhr in seiner milden, zu Herzen gehenden Weise fort:

„Als ich noch ein ganz junger Mann war, betraute mich mein großer, unvergeßlicher Lehrer, das Andenken des Gerechten sei gesegnet, mit einem Auftrag, der in großer Entfernung von Meseritz zu erledigen war. Es war mitten im strengsten Winter, es war so kalt, daß meine Füße zu erfrieren drohten, und ich mußte in einem Dorfe übernachten, das noch ziemlich fern vom Ziele meiner Reise war. Ich konnte mit meinen erfrorenen Füßen schon nicht mehr vom Wagen steigen. Der Kutscher hob mich vom Wagen und brachte mich in das Wirtshaus, das ein alter jüdischer Mann inne hatte. Dieser rieb meine Füße mit Schnee und Branntwein ein, so daß ich mich bald erholte. Als ich mich mit meinem Wirt, der den Eindruck eines schlichten, frommen Mannes machte, in eine Unterhaltung einließ, erfuhr ich, daß er der einzige Jude war, der am Orte wohnte. Auf meine Bemerkung, daß ich ein Schüler des berühmten Maggid von Meseritz sei und in seinem Auftrage reise, behandelte er mich mit noch größerer Auszeichnung als bisher. Auf mein Befragen teilte er mir mit, daß die nächste etwa hundert Familien zählende jüdische Gemeinde etwa zwanzig Werst von hier entfernt sei und daß er alljährlich die

hohen Feiertage am Anfang des Jahres dort verbringe. „Und das ganze lange Jahr hindurch“, fragte ich, „betet Ihr allein ohne Minjan (die zum gemeinsamen öffentlichen Gebet erforderliche Zehnzahl) und hört niemals Kaddisch und Kedduscha; wie ist das für einen frommen Mann möglich?“ „Ich empfinde selbst das Unerträgliche dieses Zustandes am meisten“, erwiderte mein Wirt, „aber was soll ich tun? Ich habe hier mein gutes Auskommen, während ich in der Stadt nicht wüßte, wie ich mich ernähren sollte.“ „Das wißt Ihr nicht?“ entgegnete ich ihm. „Gott, der in der Stadt hundert jüdische Familien ihre Nahrung finden läßt, wird auch noch für eine Familie mehr zu sorgen wissen. Das ist kein Grund für Euch, Euer Leben hier zu verbringen.“

Nach dieser Unterredung zog ich mich in mein Zimmer zurück. Eine halbe Stunde später hörte ich Wagen aus der Remise vorfahren und sah, wie man sie bepackte. Ich fragte einen der jüdischen Arbeiter, was dies zu bedeuten habe und dieser sagte mir, sein Herr habe die Absicht, noch heute seine hiesige Wohnung aufzugeben und in die Stadt zu ziehen. Und der Mann hat diesen Vorsatz ausgeführt. Was er an Geld und sonstigen Wertsachen hatte, nahm er mit. Sein Vieh ließ er Tags darauf nachkommen. Am zweiten Tag kam er wieder zurück und verkaufte sein Haus, mit dem ganzen Wirtschaftsinventar und den großen Futterbeständen zu einem sehr mäßigen Preis. In der Nacht nach dem Ver-

kauf entzündete sich feuchtes Heu in der Scheune und das ganze Anwesen, dessen Besitz der neue Inhaber wenige Stunden vorher angetreten hatte, wurde ein Raub der Flammen.

So hat ein schlichter fremder Mann meine Ermahnung befolgt, lediglich deshalb, weil ich der Schüler meines Lehrers war. Fünfzig Jahre hatte der Mann bereits in dem Dorf gewohnt, war dort alt und grau geworden, hatte daselbst sein gutes Auskommen und befolgt sofort meinen Rat, den Ort zu verlassen und sich eine neue Existenz zu gründen. Und Dir habe ich zweimal die Möglichkeit betont, Dein Geld könne verloren gehen, und Du hast meinen Rat nicht befolgt!"

Als nach diesen Worten der Enkel noch immer nicht den Blick zum Großvater zu erheben wagte, ergriff dieser seine Hand und sprach:

"Du brauchst deshalb nicht zu verzagen, sondern darfst überzeugt sein, daß Dein Verlust ein großer Gewinn für Dich ist, sobald Du es nur ernstlich willst. Wenn Du das, was ich Dir soeben erzählt habe und was Du nun selber erfahren hast, mit rechten Augen ansiehst und daraus den rechten Schluß ziehst, so kannst Du daraus eine Weisheit gewinnen, die mit zweitausend Rubeln nicht zu teuer bezahlt ist."

Jetzt erhob der Enkel den Blick zum Großvater. In diesem Blick lag der Dank für die milde belehrende Ermahnung, aber zugleich auch die Frage, was er zu tun habe, um den Verlust in einen Gewinn umzuwandeln, denn es schien

ihm rätselhaft, wie das in seiner eigenen Hand liegen sollte.

Der Großvater, der diese stumme Frage erwartet hatte, fuhr fort:

„Du brauchst nur das nicht zu vergessen, was Du schon längst weißt, was aber nur als toter Schatz in Deinem Kopfe schlummert und Dir noch nicht ins Herz gedrungen, noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist. Es gibt keinen Zufall in unserem Leben. Alle Begegnisse und Erlebnisse, und scheinen sie auch unscheinbar klein und unbedeutend, sind Fügungen Gottes. Es stößt sich keiner am Finger, sagen die Weisen, ohne daß es in der Höhe verfügt wurde. Wenn mein Rabbi mich mit einem Auftrag in weite Ferne schickt, so bin ich ein Schliach Mizwo, bin ich der Sendbote zur Erfüllung einer höheren Pflicht. Als solcher kann mich kein Unfall treffen und kein Hindernis ist mächtig genug, um mich daran zu hindern. Wenn mich aber dennoch Schneestürme treffen und meine Reise zu unterbrechen nötigen, so weiß ich aus dem Munde des Königs David, daß Gott auch Sturm und Feuer zu seinen Boten wählt, um seine Ziele zu erreichen. Das Unwetter, das mich nötigt, bei einem fremden, biederem Bruder Zuflucht zu suchen, weist mich auf diesen hin. Ich trete ihm infolge seiner herzlichen Gastlichkeit näher und gebe ihm Ratschläge und Ermahnungen, die ich ihm sonst vielleicht nicht gegeben hätte. Denn ich weiß, daß das von Gott gesandte Unwetter mich nicht umsonst in dieses Haus geführt hat.

Mein Rat, den ich ihm gebe, ist nach dem Gesetz Moscheh's und Israels gewiß der einzig rechte, vom kaufmännischen Standpunkt ist er dagegen verkehrt und lächerlich, denn er entzieht dem Manne seine auskömmliche Existenz und überweist ihn einer ungewissen Zukunft. In Wirklichkeit stellt es sich aber heraus, daß die Dinge gerade umgekehrt liegen. Hätte der Mann meinen Rat nicht sofort befolgt, so wäre er ruiniert gewesen, während er sich durch seine Handlungsweise Leben und Vermögen gerettet hat. Es ist mir gar kein Zweifel, daß ich der Bote Gottes war, um Leben und Vermögen dieses Mannes zu retten; ohne daß ich eine Ahnung von der Art und Weise dieser Sendung hatte, so wenig wie sie der Schneesturm hatte, der nicht minder im Dienste Gottes stand. Das weiß ich, weil ich damit den lichten Spuren unserer großen Weisen folge, die uns lehren, daß es keinen Zufall gibt, die in dem, was die gedankenlose Masse Zufall nennt, die größte Gotteshuldigung erblicken, kurz weil ich, Gott sei's gedankt, Emunas Chachonim, rückhaltloses Vertrauen in die Worte der Weisen habe. Wenn Du Dir dieses unerschütterliche Vertrauen ebenfalls zu eigen machst, wirst Du alles mit anderen Augen ansehen, wird Dir eine Ahnung davon aufgehen, wie gerade unsere Fehler, Irrungen, Mißgeschicke und fehlgeschlagenen Erwartungen von Gottes Wahrung benutzt werden, um die höchsten, herrlichsten Ziele zu erreichen.

Wir wollen nun Deinen Fall ins Auge

fassen. Du bist verstimmt und entmutigt, weil Du Dein ganzes Vermögen verloren hast. Nach allgemeiner menschlicher Auffassung ist diese Verstimmung erklärlich und berechtigt. Aber für jemand, in dessen Seele ein Funke der lichten Lebensanschauung unserer Weisen gefallen, ist sie unverstänlich und unberechtigt. Sie waren so vor der Ueberzeugung durchdrungen, wie jedes Mißgeschick eine gütige Fügung Gottes ist und so jedes Weh seinen Stachel verliert, daß sie uns verpflichteten, Gott mit derselben Freude für das Herbe wie für das Süße zu danken, das seine uns erziehende Waltung in unseren Lebenskelch mischt. Wie er das Herbe versüßt, das wissen wir nicht, oft erfahren wir's erst später, oft niemals, aber wir können das ruhig seiner allweisen Güte überlassen. In Deinem Fall können wir's ohne allzu großen Scharfsinn schon jetzt ahnen.

Nehmen wir einmal an, Du hättest Dein Geld nicht verloren, es hätte sich im Gegentheil vermehrt und Dich zum reichen Mann gemacht, wie nahe läge dann die Möglichkeit, daß Du die herrlichen Geistesgaben, mit welchen Dich Gottes Gnade ausgestattet hat, benützt hättest, um Dich selber geschäftlich zu betätigen und so Deinen Reichtum noch zu vergrößern. So berechtigt und lobenswert eine solche Betätigung auch im allgemeinen sein mag, für Dich wäre sie es nicht. Deine Ausdauer verbunden mit einem seltenen Scharfsinn und einem besonders guten Gedächtnis, die Dich bereits zu einem hervorragenden Meister der Thora gemacht haben, dürfen

nicht in den Dienst irdischer, vergänglicher Güter gestellt werden, sie müssen der immer größeren Aneignung von Geistes-schätzen gewidmet sein. Du bist wie wenige geeignet, einmal der Führer Deines Volkes zu werden und diese Führerschaft wird Dir nie werden, so lange Dein Herz an Silber und Gold hängt. Du magst freudigen Herzens mit David sprechen: „Ich danke Dir, o Gott, daß Du mich arm werden ließeest, das ist mir zur Hilfe geworden.“ Je geringer Deine Macht ist, desto größer wird Deine Kraft sein. Auch König Moschiach, der einst das zerstreute Israel aus seiner Zerfahrenheit sammeln und zu Gott zurückführen wird, ist durch die Majestät der Armut geadelt. In Wirklichkeit aber bist Du nicht arm, wenn Du den Weg der Thora gehst und Dich mit Brod und Wasser begnügst. Du wirst mit Deiner Frau und den Kindern, die Dir Gott gewähren wird, bei mir sein und an meinem Tische essen, so daß Ihr keinen Mangel haben werdet. Willst Du Gott nicht dafür danken, daß er Dich durch diesen Verlust auf Deinen einzigen, wahren Hochberuf hingewiesen hat, Lehrer und Führer Deines Volkes zu werden?“

„Du hast mich getröstet, Großvater, Du hast mich mehr als getröstet; ich bin mit meinem Schicksal vollkommen ausgesöhnt“, rief Rabbi Menachem Mendel. — Der Segen des Großvaters hat sich an dem Enkel erfüllt. Er wurde später der berühmte Führer der Hunderttausende von Anhängern der Chabadrichtung, die der Großvater begründet hatte.

